

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Nippon-Fahrer oder das wiedererschlossene Japan

Steger, Friedrich Johann Heinrich Karl Wilhelm

Leipzig, 1861

Einleitung

[urn:nbn:de:bsz:31-260603](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-260603)



Der Vulkan Miata.

Einleitung.

Land und Leute.

Lage von Japan. — Vulkane und Erdbeben. — Flüsse und Seen. — Klima und Ursachen desselben. — Erzeugnisse. — Japaner und Ainos. — Die drei Religionen. — Ereignisse der ältesten Geschichte. — Die heutige Verfassung. — Der Mikado. — Der Siogun. — Der Staatsrath. — Die Fürsten. — Die Regierungsart. — Das Späherwesen. — Die acht Kasten und die Ausgestoßenen. — Gesetze und Gerichte. — Strafen. — Die Erziehung. — Die Literatur. — Dichtungen und Schauspiele. — Arzneiwissenschaft und Himmelskunde. — Die Zeitrechnung.

Japan, dieses wunderbare Inselreich im fernen Osten Asiens, ist in der Gegenwart dasjenige Land, auf welches die Aufmerksamkeit Europas am meisten gerichtet ist. Dieses Land, das England Asiens, intelligent und zukunftsverheißend, aber Jahrhunderte lang durch Mißtrauen hermetisch verschlossen, hat endlich seine Häfen dem Völkerverkehr geöffnet. So erschließt sich plötzlich ein Land mit 34 Millionen Einwohner.

tionen reich begabter, bildungsfähiger Bewohner, mit einer wunderbaren, fremdartigen Kultur, mit dem erfreulichsten Wohlstand und einer achtungsgebietenden stiftlichen Stärke, gleich einer Wunderwelt.

Noch mehr als durch die staunenerregenden Eigenthümlichkeiten der Natur und Sitte auf Japan wird unser Interesse auf jenes Inselreich durch die Lage gelenkt, welche dasselbe einnimmt. Hier in Japan schließt sich der Kreis, den die Ströme der Nationen, die gleichzeitig nach Ost und West unaufhaltsam weiter drängen. Im Osten gingen die Russen am Amur vorwärts, die Engländer in Indien und China, die Franzosen in Cochinchina und von der entgegengesetzten Seite breiteten die Vereinigten Staaten sich bis zu den Ufern des Stillen Oceans aus. Sie alle treffen mit ihren Interessen in dem Wunderlande Japan zusammen.

Der freie Verkehr mit diesem Reiche wird einen neuen Abschnitt in der Geschichte des Welthandels begründen, der auch für den Handel unsers eignen Vaterlandes unmittelbar vom höchsten Interesse ist. Einer großen Zahl Erzeugnisse des Gewerblleißes eröffnet sich bei dem an zahlreiche Bedürfnisse eines verfeinerten Lebens gewöhnten Volke ein weites Absatzfeld, und an den magischen Reiz, welchen das Befremdende, Ueberraschende und Wunderbare jenes Reiches uns bietet, knüpft sich unzertrennlich der äußere Vortheil an. Bereits hat eine der ersten deutschen Nationen, Preußen, die Tragweite dieser Verbindung mit Japan gefühlt, und eine Gesandtschaft befindet sich dorthin unterwegs, um in gleicher Weise Handelsverbindungen zu knüpfen, wie es die oben genannten Völker gethan.

Wir glauben deshalb in geeigneter Weise unsern Leser entgegen zu kommen, wenn wir ihnen über dieses so höchst bedeutungsvolle Land und Volk ebenso reiche als interessante und eingehende Belehrungen bieten und alles Das zusammenfassen, was durch die verschiedenen Expeditionen der Neuzeit, insbesondere durch jene unter Führung des Commodore Perry bekannt geworden ist.

Japan ist ein Inselreich. Rechnet man alle unbewohnbaren Felsen und Riffe mit, so erhält man für seine Eilande die Zahl 3850. Nur drei derselben im eigentlichen Japan, Nippon, Siko und Kjusiu, sind von bedeutendem Umfang. Von den Inseln, die vom Hauptreiche abhängen, ist Jesso die größte. Die japanischen Kurilen und der japanische Antheil an der Insel Sachalin liegen am weitesten nördlich, die Liu-kiu und die Bonin-Inseln, wenn die letztern überhaupt noch zu Japan gerechnet werden können, reichen nahe an den Wendekreis des Krebses. Einschließlich der Liu-kiu erstrecken sich die japanischen Inselgruppen von 24° 16' bis zu 50° nördlicher Breite und von 120° 58' bis zu 148° 25' östlicher Länge von Paris, oder über 26 Breitengrade und 27 Längengrade. Alle Inseln zusammen haben einen Flächeninhalt von 7521 deutschen Geviertmeilen und werden von 33 — 34 Millionen Menschen bewohnt.

Das große Weltmeer bespült die südlichen und östlichen Küsten von Japan. Im Westen wird die Grenze von einem Binnenmeer, dem sogenannten Japanischen Meer, gebildet, zu dem zwei Haupteingänge führen, im Süden die Straße von Korea und im Norden der tatarische Meerbusen. Jesso und die japanischen Kurilen

bilden die südliche Einfassung des Meeres von Schoßk. Alle diese Meere gelten für gefährlich und drohen dem Schiffer mit Untiefen, Klippen und Strömungen, im Norden auch mit dichten Nebeln, die tagelang auf den bewegten Wellen liegen. An einer der schlimmsten Küsten, bei der Insel Sachalin, wo die Strömung sehr reißend ist und das Ohr bald hier, bald da das Tosen der Brandung an Felsen und Klippen hört, gerieth der Weltumsegler Krusenstern in einen Nebel, der ihm nicht 60 Fuß weit zu sehen erlaubte. Auch die Stürme und Orkane (Teifuns) jener Gewässer werden sehr gefürchtet. Sie kommen oft plötzlich, und nichts kündigt sie an, als das etwas lautere Rauschen der Brandung und kurze Windstöße, deren eigenthümliches Gestöhn Denjenigen, welcher sie schon gehört hat, auf die heranziehende Gefahr aufmerksam macht. Die amerikanische Fregatte „Vincennes“ wurde in einer rings von Bergen umschlossenen Bucht von einem solchen Sturme überfallen, und obgleich sie vier Anker im Wasser hatte, wäre sie doch fast auf den Strand geworfen worden.

Die Japaner nennen ihr Reich Nippon, Hinomoto und Jamalo. Die beiden ersten Namen bedeuten dasselbe, nämlich „von der Sonne geschaffen“, und auch das chinesische Zipangu, das durch Marco Polo in Europa bekannt geworden ist, bezeichnet Mehlisches, da es mit „Königreich der Morgensonne“ zu übersetzen ist. Jamalo heißt „Land der Berge“ und dieser Name ist dem Charakter des Landes ganz angemessen, denn die drei Hauptinseln Nippon, Sikok und Kjusiu sind gebirgig. Namentlich läuft durch Nippon dessen ganzer Länge nach eine Bergkette, die in einzelnen Gipfeln über die Linie des ewigen Schnees aufsteigt, im Allgemeinen aber eine so mäßige Erhebung hat, daß bis zur Wasserscheide der Ströme, die auf der einen Seite dem großen Weltmeer, auf der andern Seite dem Japanischen Meer zufließen, Ackerbau getrieben werden kann. Japan liegt in der Linie vulkanischer Thätigkeit, die in Kamtschatka beginnt, in den Aleuten sich fortsetzt, durch die Philippinen, Sumbava und Java nach Sumatra läuft und sich dann in nordwestlicher Richtung der Bai von Bengalen zuwendet. Die Ausgangspunkte der unterirdischen Kräfte, an denen man die Richtung dieser Linie wahrnimmt, sind in Nippon, Jesso und Kjusiu zahlreich. Es giebt Naphthabrunnen, Erdspalten, aus denen Wasserstoffgas entweicht, heiße Quellen und erloschene oder noch thätige Vulkane.

Der höchste Berg aller Inseln ist der Fusi-Jama, eine ungeheure abgestumpfte Pyramide von 12,000 Fuß Höhe, den die Abbildung S. 5 darstellt.

In der Regel ist der kegelförmige Gipfel dieses herrlichen Berges mit einem Schneekleide bedeckt, das einen, höchstens zwei Monate lang den Strahlen der Sonne weichen muß. Sein südlicher Fuß badet sich in den Wellen des Meeres, sein nördlicher Abhang läuft weit ins Innere des Landes fort. Seine schönen Formen erhalten einen zauberischen Reiz, wenn sein unterer Theil, dessen tief gesättigtes Blau einen wunderbaren Effekt macht, durch eine Wolkenschicht von dem im Abendroth glühenden Schneegipfel getrennt wird.

Der Fusi-Jama (Jama heißt Berg) liegt auf der Insel Nippon im Bezirk Suruga. Er hob sich im Jahre 285 vor Christi Geburt während eines Erdbebens empor, und in derselben Zeit entstand der große See Mitsu, Dits oder Biwato

in der Nähe von Miyako. Lange Zeit war er der thätigste und furchtbarste der japanischen Vulkane. Einer seiner heftigsten Ausbrüche war der von 799. Vier- unddreißig Tage lang warf der Berg Asche aus, von der die ganze Umgegend bedeckt wurde. Im folgenden Jahre wurde die Bevölkerung wieder durch ihn in Schrecken versetzt, dann schwieg er bis 863. Seine damalige Thätigkeit war nur das Vorspiel zu dem größern Ausbruch von 864, mit dem drei Erdschütterungen verbunden waren. Nachdem zehn Tage lang Flammen aus seinem Gipfel aufgestiegen und Sand und Asche 30 Stunden im Umkreise umhergeslogen waren, öffnete sich sein Fuß mit Donnergeräusch und ließ einen Lavaström hervortreten, der drei Stunden weit floß. Im Jahre 1708, in der Nacht vom 23. auf den 24. des elften Mondes, schleuderte er aufs neue ungeheure Felsstücke, Flammen, glühenden Sand und Aschenmassen, die auf weite Entfernungen fortgetragen wurden und in der Nähe von Jeddo mehrere Zoll hoch den Boden bedeckten. Seitdem hat der Fusi-Zama geschwiegen.

Der Sira-Zama oder Weiße Berg, der ebenfalls der Insel Nippon angehört, kommt dem Fusi-Zama an Höhe nahe. Auch er scheint erloschen zu sein, oder ist wenigstens nicht mehr gefährlich. Die japanischen Jahrbücher kennen bloß aus den Jahren 1239 und 1554 Ausbrüche von ihm. Die Insel Kjusiu hat fünf thätige und eine Menge erloschener Vulkane. Als Repräsentanten dieser Berge wählen wir den Mitake in der Provinz Satsuma, dessen charakteristische Formen, wie unser Bild S. 1 sie darstellt, keinen Zweifel an seinem vulkanischen Ursprunge zulassen.

Der eigentliche vulkanische Herd dieses Theiles von Japan ist Simabara, die östliche Spitze der Provinz Figen, eine Halbinsel, 2¼ deutsche Meilen lang und 1¼ Meile breit. Hier erhebt sich unter sechs andern Regelbergen der Wunzen oder Wunzendate, der Schrecken der ganzen Umgegend. Kleinere Berge, die bei Erdbeben aus dem Boden hervorbrachen und dann zusammenstürzten, alte und neue Krateröffnungen, Felspalten und Quellen mit siedend heißem Wasser umgeben ihn von allen Seiten. Obgleich geologische Zeichen genug vorhanden sind, welche auf eine frühere Thätigkeit deuten, wissen die Japaner von keinem andern Ausbrüche als dem von 1792. Im ersten, zweiten und dritten Monat jenes Jahres stiegen wiederholt Flammen, Rauch und Asche aus seinem Gipfel, und unterirdische Stöße, die mit entschlicher Schnelligkeit auf einander folgten, erschütterten den Boden. Die wahre Katastrophe stand noch bevor. Am ersten Tage des vierten Monats, in der Mittagsstunde, traten neue Schwingungen des Bodens mit solcher Kraft ein, daß die Stadt Simabara nach wenigen Augenblicken nichts als ein Trümmerhaufen war. Die aus ungeheuren Steinblöcken zusammengefüzten Mauern des Schlosses widerstanden, allein alle andern Gebäude wurden zu Boden geworfen. Mit einem Male trat Ruhe ein, und schon hoffte man, daß die Gefahr vorüber sei, als man plötzlich einen betäubenden Donnerschlag hörte. Von den in seinem Schoß gährenden Gewalten gesprengt, war ein nördlicher Ausläufer des Wunzendate in die Luft geslogen. Aus der Oeffnung ergoß sich ein Strom siedenden Wassers, ungeheure Felsmassen rollten die Abhänge hinab, oder stürzten ins Meer, das hoch aufschäumte und die Ufer weithin überschwemmte.

Die Vermischung des Meerwassers mit den heißen Ausflüssen des Vulkans rief eine bei Erdbeben unerhörte Erscheinung hervor: Wasserhosen, die mit wirbelnder Bewegung über das Land zogen und Alles verwüsteten. Der Schaden war ein unermesslicher. Alle Häuser, alle Schiffe waren vernichtet, und die Küste hatte ihre Gestalt bis zur Unkenntlichkeit verändert. Die Anzahl der Menschen, welche ihren Tod fanden, wird auf 53,000 angegeben.



Der Fuji-Jama.

Die Erdbeben sind in Japan so häufig, daß man sie die schlimmste Geißel des Landes nennt. Siebold hat bemerkt, daß sie stets bei heiterem Himmel und wenn die Luft sehr trocken ist, eintreten. Das Auswerfen von Flammen aus den Vulkanen erfolgt gewöhnlich, wenn im Meere Flut ist. Wie es scheint, regen sich dann auch unter den Wellen, die sich mit gewaltiger Wucht gegen die Ufer stürzen, die gefesselten Naturkräfte. Mehrmals, namentlich bei dem Erdbeben von 1828, das in Japan einen Raum von acht Graden der Breite und sieben der Länge

beherrschte und mit dem Ausbruche des Awatscha in Kamtschatka in Verbindung gestanden haben dürfte, sind Flammen aus dem Meere gestiegen. Am 23. Dezember 1853 erhielt die russische Fregatte „Diana“, die im Hafen von Simoda vor Anker lag, bei einem Erdbeben, dessen Wirkungen besonders im Meere sich äußerten, solche Beschädigungen, daß sie bald darauf zu Grunde ging. Das Wasser wogte eine Zeit lang in unruhiger Bewegung und trat darauf so weit zurück, daß der Boden der Bucht, der in gewöhnlichen Zeiten 30 Fuß hoch mit Wasser bedeckt ist, bloßgelegt wurde. Unmittelbar darauf kehrte es hoch wie ein Berg zurück, warf sich auf die Schiffe, auf das Ufer, auf die Stadt und zertrümmerte entweder alle Gegenstände, die es erreichte, oder riß sie mit sich fort. Dieses Hin- und Herwogen wiederholte sich fünfmal, und nicht genug, daß das Ufer mit Trümmern von Häusern und Schiffen wie besäet wurde, ertranken viele Einwohner, ehe sie sich auf die Anhöhen zu retten vermochten. Die „Diana“ lag bald so auf dem Trocknen, daß ihre im Grunde hastenden Anker sichtbar wurden, bald wirbelte sie in dem Wasserberge auf eine furchtbare Art herum. Die Mannschaft hatte den Eindruck, als habe sich ihr Schiff in einer halben Stunde dreiundvierzigmal um sich selbst gedreht, und viele Matrosen bekamen den Schwindel. Das Schiff verlor das Steueruder und einen Theil des Kiels, und obgleich es sich für den Augenblick auf dem Wasser erhielt, scheiterte es doch, als es zur Ausbesserung nach Heda gebracht werden sollte.

Die japanischen Gelehrten glauben aus den vulkanischen Erscheinungen auf zukünftige Dinge schließen zu können. Tritt ein Erdbeben Morgens oder Abends ein, so verkündet es heiteres Wetter, bemerkt man es genau in der zweiten Frühstunde oder um sechs Uhr Nachmittags, so folgt ein Sturm, und werden die Stöße um Mittag oder Mitternacht gespürt, so sagen sie eine große Seuche an. Die Ursachen der Erderschütterungen kennen sie nicht, und das Landvölk hilft sich mit der Erklärung, daß ein riesiger Walfisch, der das Land mit seinem Schweife peitsche, die bewegende Kraft sei. Sechs ihrer Feuerberge und vier ihrer heißen Quellen werden die zehn HölLEN Japans genannt. Zwei der letztern von bedeutendem Umfang, Oho-tsiogot und Ko-tsiogot, die große und die kleine HölLE genannt, haben in den Christenverfolgungen des 17. Jahrhunderts eine traurige Berühmtheit erlangt. Hunderte von standhaften Märtyrern haben in diesen beiden siedenden Kesseln ihren Tod gefunden.

Trachyt und Basalt sind in den Landestheilen, die bisher von Europäern besucht werden konnten, die vorherrschenden Gesteine. Interessante Basaltbildungen zeigt das beigegebene Londruckbild. Das von einem Gebirgsbache bewässerte Thal ist das von Wanoga; der Berg im Hintergrunde hat die abgestumpfte Kegelform der Vulkane, und auch die Höhe zur Linken verräth durch ihre Gestalt, daß sie einer Hebung ihr Dasein verdankt.

Mitten in den Ebenen ragen Trachytblöcke und Basaltfelsen auf, die durch Erderschütterungen von den Höhen gestürzt oder von Bergströmen unterwaschen und fortgerissen wurden. An vielen Stellen tritt Feldspath, Gneis, Gyps und schönkörniger Granit zu Tage. Zwischen den Felsblöcken des letztern Gesteins

Windung
Dezem-
er Anter
ferten,
er mochte
das der
deut
zurück,
stwedder
D Her-
mmern
ebe sie
Trost-
dem
druck,
st ge-
teuer-
f dem
bracht

en auf
bends
Früh-
Stöße
Die
ut der
stische,
ellen
ndem
haben
nthheit
enden

rn be-
ungen
Thal
sform
einer

durch
afchen
s und
bestens



Druck von B.G. Teubner in Leipzig.

Das Duraltthal von Wanoga.

Gemalt: Reichel von Otto Spamer.

gibt man die
wertvolle W
Reinheit
jüngsten
für die We
nden Aus
Wage ist R
werden in B
schöpflichen
legen, sind
Kaffa
von Inseln
Kunig
nicht breite
mit so viel
rei bleibt.
Wer zu W
zwischen de
die Straße
spät ins
tel. Die
Wien un
Di
Bedeutu
für Beg
und Nag
plagen.
Kinnen do
Der Citi
kung sei, u
ist 10 deut
Das
natürlich
Gie von
Friede,
Kij der
wche Rik
Kehföder
ke mittler
Kinnig das
Kinn
woden.
Eitel u

gräbt man die beste Porzellanerde. Außer dieser Erde birgt der Boden noch andere werthvolle Mineralien und Metalle. Das japanische Gold ist von ungewöhnlicher Reinheit und wird fast überall aus dem Sande ausgewaschen oder aus Erzen geschmolzen, am meisten im Norden und auf der Insel Sado, westlich von Nippon. Für die Menge des Silbers reinsten Art, das man gewinnt, sprechen die bedeutenden Ausfuhrn der Portugiesen in frühern Zeiten. In noch reichlicherem Maße ist Kupfer, das beste der Welt, vertreten. Zinn, Blei und Quecksilber werden in Menge gewonnen, und Schwefel besitzt das vulkanische Land in unerschöpflichen Lagern. Die Steinkohlen, die in einigen der Buchten an der Oberfläche liegen, sind von so schlechter Beschaffenheit, daß sie nicht benutzt werden können.

Auffallend ist die geringe Breite der Wasserstraßen, durch welche die einzelnen Inseln von einander getrennt werden. Die Bungo-Straße zwischen Sikok und Kjusiu mißt an ihrer engsten Stelle kaum mehr als zwei deutsche Meilen, und nicht breiter ist die Linschoten-Straße zwischen Nippon und Sikok, die überdies mit so vielen Inseln besetzt ist, daß bloß ein Kanal von einer Viertelmeile Breite frei bleibt. Die Sangar- oder Tsular-Straße zwischen Nippon und Jesso hat von Ufer zu Ufer häufig nicht mehr als $1\frac{1}{4}$ deutsche Meilen und die Diemen-Straße zwischen der Südspitze von Kjusiu und Tanegasima ist kaum bedeutender, während die Straße La Perouse, welche zwischen Jesso und Sachalin oder Krasto eine Einfahrt ins Japanische Meer gewährt, dem Schiffer einen größern Raum darbietet. Die Klüften der Hauptinseln sind außerordentlich unregelmäßig, und Golfe, Baien und Meeresarme schneiden tief in sie ein.

Die Flüsse des Landes sind fast alle Bergströme und haben einen kurzen Lauf. Bedeutend ist der Yodo-Gawa, der von einem großen See gespeist wird und für fünf Bezirke der Insel Nippon das Verbindungsmittel ist. Der Sumida-Gawa und Raga-Gawa bilden mit ihren zahlreichen Nebenarmen ein ausgebreitetes Flußnetz. Die minder großen Flüsse Seto-Gawa, Dhoi-Gawa und Abe-Gawa können doch für Schiffahrtszwecke benutzt werden. Von den Seen wissen wir wenig. Der Dits, Mitfu oder Biwako, von dem wir bereits sagten, daß er eine Erdsenkung sei, und der nach japanischen Erzählungen in einer Nacht entstanden sein soll, ist 10 deutsche Meilen lang und höchstens $3\frac{1}{2}$ Meile breit.

Das Klima von Inseln, die über so viele Breitengrade fortlaufen, muß natürlich ein verschiedenes sein. Unter 32° nördlicher Breite entsteht im Winter Eis von mehreren Linien Dicke, unter 36° überziehen sich die Seen mit einer Eisdecke, und zwischen 38° und 40° kann man die Flüsse bei Frost überschreiten. Auf der Insel Jesso herrscht bei Kap Saga, der nordwestlichsten Spitze, eine solche Kälte, daß Weizen spärliche Ernten giebt und die Ainos im Winter ihre Ershöhlen ungern verlassen. In Kjusiu und den südlichen Theilen von Nippon ist die mittlere Wärme in den Sommermonaten 21° , und die größte Kälte im Winter bringt das Thermometer nicht ganz auf $+ 1^{\circ}$ Reaumur herab.

Zwei Ursachen tragen dazu bei, die Ostküste milder als die Westküste zu machen. Die eine dieser Ursachen ist die Bergkette, welche die Inseln Nippon, Sikok und Kjusiu in gleicher Richtung mit der Küste des gegenüberliegenden Fest-

landes durchschneidet. Sie ist hoch genug, um die kalten Winde abzuhalten, von denen Korea und die Mandchurei heimgesucht werden. Die zweite Ursache ist eine Meeresströmung, deren Ursprung in dem großen Aequatorialstrom des Stillen Meeres zu suchen ist, obgleich sie durch die Baschi-Inseln und die Südspitze der Insel Formosa von demselben getrennt wird. Die Strömung hat eine nordöstliche Richtung und berührt sowol die Bonin-Inseln als die Ostküste von Japan. Bei den Japanern hat sie wegen ihrer tiefblauen Farbe den Namen Kuro siwo oder Schwarzer Strom. Unter 40° nördlicher Breite nimmt sie eine mehr östliche Richtung und läßt zwischen sich und die Nordküste von Jesso einen kältern Strom eindringen, der aus dem arktischen Meere kommt, seine Hauptmasse durch die Sangarstraße schiebt, zwischen Korea und den japanischen Inseln fließt, der Ostküste von China folgt und durch die Straße von Formosa ins Chinesische Meer sich ergießt. Die größte Geschwindigkeit erreicht der von Süden kommende Strom bei der Inselgruppe südlich vom Golf von Jeddo, wo dieselbe 16 — 18 deutsche Meilen im Tage beträgt. Sowol hinsichtlich der Breitengrade, in denen der Kuro siwo fließt, als hinsichtlich seiner Richtung hat er eine große Ähnlichkeit mit dem Golfstrom des Atlantischen Oceans. Aber er ist wärmer, denn während die Temperatur des Golfstroms nur um 5° C. höher als die der Breite angemessene Wassermwärme steht, ist der Kuro siwo um 7° C. wärmer als das Meerwasser, das ihn umgiebt. Da der arktische Gegenstrom die japanische Ostküste nicht berührt, so kann diese warme Strömung ihre Wirkung ungestört üben. Sie besteht darin, den Theilen von Japan, neben denen sie hinstreift und die gleichzeitig durch die erwähnte Bergkette vor den Nordwestwinden geschützt werden, eine höhere Temperatur zu verleihen, als sie der Breite angemessen ist. Günstig wirkt endlich auch die Regenmenge, die das ganze Jahr hindurch und im Juni und Juli so reichlich fällt, daß diese beiden Monate von den Japanern den Namen Satsuki, die Jahreszeit des Wassers, empfangen haben.

Der Pflanzenwuchs Japans ist natürlich wie bei uns nach den Jahreszeiten verschieden, doch sind die Uebergänge vom Frühling zum Sommer und vom Sommer zum Herbst unmerklicher. Im Frühling erwacht die Natur aus ihrem Winterschlaf plötzlich, und ein paar Wochen genügen, der Landschaft das lachendste Ansehn zu geben. Mehr als die Hälfte aller Pflanzen stammt aus China, Korea, von den Liu-kiu und aus Europa. Im Süden gedeihen tropische Gewächse, Palmen, Bananen, Bambus und schöne Orchideen. Das Zuckerrohr wird mit Erfolg gebaut, ebenso die Baumwolle, und der Reis giebt zwei Ernten. Die Heepflanze bedeckt ganze Felder, aber ihr Produkt ist nicht so gut wie das chinesische. Ingwer, Pfeffer und Tabak werden in beträchtlichen Mengen erzeugt. Die schöne Camellie ist jetzt eine allgemeine Zierde unserer Zimmer und Gewächshäuser. Der alte Kämpfer zählt noch verschiedene andere Blumen auf, denen die Kunst der japanischen Gärtner die Schönheit, aber nicht den Duft der Rose verliehen hat. Von einheimischem Ursprung sind die beiden Firnißbäume der Inseln und ihr Kampherbaum. Der Usuri, ein schöner und edler Baum, liefert beim Einschneiden einen reichlichen milchartigen und klebrigen Saft, von dem der berühmte, in

Europa so hoch geschätzte Firniß bereitet wird. Ein anderer Baum, Forast genannt, giebt einen Firniß von geringerer Güte. Unter den Maulbeerbäumen ist die chinesische Art, aus deren Rinde nicht bloß Papier, sondern auch Seilwert und Zeug bereitet wird. Von den Feigenarten sind vielleicht nicht alle ausländisch, von den Pflaumengattungen zwei, eine weiße und eine purpurfarbige, beide mit ganz kleinen Kernen, einheimisch. Kastanien zieht man überall im Reiche, Wallnüsse im Norden, zwei Eichenarten mit essbaren Früchten vereinigen sich zu Wäldern. Der Bambus ist sehr häufig; die gewöhnlichsten Waldbäume sind Tannen und Cypressen. Die süßen Orangen, Citronen, Pflirsche, Aprikosen, Birnen und Kirschchen, welche letztere man um ihrer Blüte willen in den Gärten pflegt, sind von auswärts eingeführt. Die Anmuth und Mannfaltigkeit der Blumen, welche die Felder, Hügel und Wälder schmücken, ist so groß, daß Japan in dieser Beziehung von keinem Lande der Welt übertroffen wird. Selbst die schroffen Felsen der Küste sind an vielen Stellen mit blühenden Gebüsch geschmückt, unter denen sich der Hama-Mockof durch die reiche Menge seiner Blumensträuße hervorthut. Nebenstehende Abbildung zeigt einen Blüten- und einen Fruchtzweig dieses Strauches. Alle Gewächse zeichnen sich durch ihren ungemeinen Glanz aus, weniger durch ihren Geruch. Die vielen Lilienarten verwandeln die ödesten Gegenden in Gärten. Hanf, Kettige, gelbe Rüben, Gurken, Melonen, Kürbisse und Fenchel wachsen wild. Die gewöhnliche Nahrung der untern Klassen besteht in Reis, dem besten Asiens, und Bohnen.

Hausthiere sind Büffel, Zebus oder Rinder mit einem Höcker, Pferde, die zwar klein, aber vortreflich sind, Hunde und Katzen in unzähliger Menge. Ziegen und Schafe, welche die Portugiesen viel gezogen haben, hat man ver-



Hama-Mockof (*Raphiolepis japonica*).

wildern lassen, weil man weder ihr Fleisch ißt, noch ihre Haare oder Wolle zu verwenden versteht. Einige Schweine werden gezogen, jedoch bloß zum Verkauf an die Chinesen. Da die Japanesen von ihren Religionsvorschriften verhindert werden, Rindfleisch zu essen, und den Gebrauch von Milch und Butter nicht kennen, so benutzen sie ihre Ochsen und Kühe ausschließlich beim Ackerbau und zum Fortschaffen von Lasten. Die Pferde werden von den Adligen des Landes geritten. Die Katzen sind die Lieblinge der Frauen und werden wegen ihrer Schönheit, nicht zum Mäusefangen gehalten. Am meisten schätzt man die, welche einen glänzend weißen Pelz mit großen gelben und schwarzen Flecken und einen sehr kurzen Schwanz haben. Esel und Maulesel, Kameele und Elephanten fehlen gänzlich.

Von den großen Raubthieren, die in Korea, der Mandtschurei und noch weiter nördlich leben, ist Japan frei. Die wilden Thiere aus der Gattung der Vierfüßer sind kleine Bären, Hyänen, Nehe, Affen, Hasen und unzählige Füchse. Gejagt werden besonders die letztern, und zwar, wie man aus nebenstehender Abbildung ersieht, zu Pferde.

Den untern Klassen ist der Fuchs ein Thier des Teufels, aber die Adligen erlegen ihn, weil man aus seinem Haar die Pinsel macht, die man in Japan beim Schreiben braucht. Wasservögel besitzt Japan in prachtvollen Gattungen und das Hühnergeschlecht hat nicht minder glänzende Vertreter. Die Lerchen singen schöner als in Europa; die Störche bleiben das ganze Jahr über. Außer der Nachtigall, die sehr selten ist und daher theuer bezahlt wird, schätzt man die Falken am höchsten. Eine Sperberart legt in Felsenhöhlen Vorräthe von Fischen ein, die wie gesalzen schmecken sollen und von den Japanern begierig gegessen werden. Um alle Inseln wimmelt es von Fischen, Walfischen, Stockfischen und andern, bis zu den kleinsten Arten abwärts. Einige sind in hohem Grade giftig und liefern Verbrechern, die der Schande einer Bestrafung entgehen wollen, ein Mittel zum Selbstmorde. Die Fische, Schalthiere, Holothurien und Pflanzen des Meeres bilden für fast alle Japaner nebst Reis und Bohnen den Hauptbestandtheil der Nahrung. Auch Perlen, Perlmutter und Ambra holt man aus dem Meere. Die Eidechsen sind den unserigen ähnlich, Schlangen giebt es wenig. Eine von ihnen hat eine außerordentliche Größe, eine andere ist so giftig, daß ihr Biß binnen vierundzwanzig Stunden unfehlbar tödtet. Der Tausendfuß, der in Ostindien sehr gefürchtet wird, ist in Japan unschädlich.

Die Fischer und Küstenbewohner sind klein, aber kräftig, von dunkler Gesichtsfarbe und haben krauses, in der Regel schwarzes Haar. Der Gesichtswinkel springt weit vor, der Mund wird von wulstigen Lippen umgeben, die Nase ist klein und leicht gebogen. Die Bewohner des Innern sind größer und haben ein breites, flaches Gesicht mit einem großen Munde, einer dicken und eingedrückten Nase, länglich schmalen und tief liegenden Augen. Ihre Farbe ist gelb, bei den Vornehmen, die sich wenig der Sonne aussetzen, weiß, der Kopf groß, der Hals kurz, das Haar röthlichbraun. Die Augenbrauen sitzen höher als gewöhnlich. Die Abbildungen S. 12 und 13 zeigen den Charakter der Gesichtsbildung der japanischen Bevölkerung.

Die japanischen Damen haben vor den Männern den Vorzug einer feineren und weißeren Haut voraus. Nicht wenige von ihnen können in ihrer Weise sogar auf Schönheit Anspruch machen.

Von dem sittlichen Charakter des Volks werden wir später reden, nachdem wir gezeigt haben, welche Einflüsse auf denselben eingewirkt haben.

Auf Jesso (Matsmai), Sachalin (Krašto) und den südlichen Kurilen wohnt ein von den Japanern abhängiges und in vielen Beziehungen von ihnen verschiedenes Volk. Seit Spangenberg 1739 diese Inseln besuchte, nannte man die Menschen, die er dort fand, behaarte Kurilen und fabelte von ihnen, daß ihre Haut



Japanische Jäger der frühern Zeit (nach Siebold).

am ganzen Körper einem Pelze gleiche. Der buschige Bart und das stark behaarte Gesicht der Männer, wie das lang herunter hängende Haar beider Geschlechter haben zu dieser Meinung Anlaß geben können, welche gleichwol eine irrige ist. Die meisten sind am Leibe nicht stärker behaart als manche Europäer, und nur einige machen in dieser Beziehung eine Ausnahme. Sie heißen Ainos und sind, nach Siebold's Vermuthung, in vorgeschichtlicher Zeit aus ihren innerasiatischen Siken am Amur hinabgegangen. Andere Völker, welche ihnen folgten, im Nordosten die Kamtschadalen, im Norden und Nordwesten die Koriäken und Tungusen, beschränkten sie auf ihre gegenwärtigen Wohnsitze. Sie sind ein stilles, gutmüthiges, bereitwilliges und bescheidenes Volk. „Wenn sie Hirten wären und Herden

besäßen“, sagt Laperouse von ihnen, „so würde ich mir von den Sitten und Gebräuchen der Patriarchen keine andere Vorstellung machen können.“ Unreinlich sind sie freilich im höchsten Grade, und würden sie nicht zuweilen vom Regen oder im Meere und in den Flüssen naß, so würde niemals Wasser an ihre Haut kommen. Alle sind ziemlich von demselben Wuchs, 5 Fuß 2 Zoll bis höchstens 5 Fuß 4 Zoll hoch. Ihre dunkle, beinahe schwarze Gesichtsfarbe und ihr schwarzes struppiges Haar macht sie den Kamtschadalen ähnlich, doch sind ihre Züge weit regelmäßiger. Die Frauen sind eben so dunkelfarbig, und ihr ins Gesicht fallendes Haar, ihre blaugefärbten Lippen und ihre tätowirten Hände nehmen ihnen jeden Anspruch auf Schönheit. Sie leben hauptsächlich vom Fischen und kleiden sich in die Felle und Pelze der Thiere, welche sie erlegen. Viele ziehen über den untern Theil ihrer Kleidung baumwollene Hemden, die sie von den Japanern erhalten. Ihr Handel ist Tauschhandel, und die Waaren, welche sie für rohe



Japaner.

Schmucksachen, baumwollene Zeuge und etwas Reis geben, sind Fische und Pelze. Für einen Knopf sind ihnen funfzig, ja hundert Fische nicht zu viel. Von den Japanern werden sie mild behandelt und gegen Betrügereien geschützt, aber für ihre geistige Bildung geschieht gar nichts. Ihre Abgeschlossenheit von der übrigen Welt hat ihre Entwicklung vollständig gehemmt, und die Berührung der Art von Kultur, welche ihnen von den Matrosen der Walfischfahrer und von den russischen Pelzhändlern gebracht wird, muß sie ganz zu Grunde richten.

Die Religion der Japaner ist durch chinesische Einwirkungen, besonders durch die theilweise Annahme des Buddhismus umgestaltet worden. Selbst der Name des ursprünglichen Glaubens ist jetzt chinesisch, und der Japaner, der ihm treu geblieben ist, nennt sich nicht mehr einen Bekenner des Kami no mitshi, sondern des Sinshu. Das erste Wort ist japanisch, das zweite chinesisch, und beide sind mit „Weg der Götter“ zu übersetzen. Nach dieser Urreligion thronte zu Anfang der Dinge im höchsten Himmel ein Gott, der sich selbst erschaffen hatte. Nach ihm stiegen aus dem Chaos zwei andere Götter auf und schufen das Wasser. Von sieben Gottheiten, die in der Regierung der Welt auf einander folgten, war Iza na gino mitoto der letzte und der einzige, welcher sich verheirathete. Eines Tages suchte er, seiner Gemahlin Iza na mino mitoto zu Gefallen, mit seiner Lanze unter den Gewässern nach einem Lande, das sich bewohnen lasse. Die Wassertropfen, die von der Waffe niederfielen, verdichteten sich und bildeten die Insel Kiusiu, die mithin das älteste Land der Erde ist. Der Gott erzeugte nun acht Millionen Gottheiten, schuf „die zehntausend Dinge“ und übergab die Regierung derselben seiner Lieblingsstochter, der Sonnengöttin. Diese herrschte 250,000 Jahre, und auf sie

folgten vier Halbgötter, deren Regierungsperiode zusammen einen Zeitraum von 2,091,042 Jahren umfaßt.

Der Sonnengöttin gilt die Anbetung der Sintu oder Bekenner des Sinsyu vorzüglich. Sie ist zu erhaben, als daß der Betende sich unmittelbar an sie wenden dürfte. Er muß die Vermittlung der Kami anrufen, von denen es zwei Klassen giebt, eine höhere, zu der bloß geborne Götter gehören, und eine niedere, welche die zu Göttern erhobenen oder heilig gesprochenen Menschen umfaßt. Die Seele ist unsterblich und es findet eine ewige Vergeltung statt. Himmlische Richter sprechen den Todten das Urtheil und öffnen ihnen entweder das Paradies, in welchem die Kami thronen, oder stürzen sie in die Hölle.

In die Macht des Menschen ist es gelegt, hier unten glücklich und in der andern Welt selig zu werden, wenn er die folgenden fünf Regeln beobachtet. Die erste ist die Bewahrung des reinen Feuers, des Symbols der Reinheit und des Werkzeugs der Läuterung. Die zweite schreibt vor, daß man sich die Reinheit der Seele, des Herzens und des Körpers erhalte, indem man den Geboten der Vernunft und des Gesetzes gehorche und sich von allem Unreinen fern halte. Als befleckend gilt die Gesellschaft eines Unreinen, das Anhören eines unsittlichen, rohen oder verbrecherischen Gesprächs, das Essen gewisser Speisen und jede Berührung mit Blut oder mit einer Leiche. Stirbt Jemand, so zündet man im Zimmer ein reinigendes Feuer an, und die Angehörigen müssen sich eine Zeit lang des Besuchs der Tempel und der meisten religiösen Handlungen enthalten. Zur Reinigung wird nicht bloß der Ablauf einer gewissen Zeit erfordert, vielmehr müssen auch Fasten, Gebete und das Lesen heiliger Bücher in stiller Zurückgezogenheit dazu kommen.

Die dritte Regel wird durch das feierliche Begehen der verschiedenen Feste erfüllt. Jedes derselben beginnt mit dem Besuche eines gewissen Tempels, wobei der Gläubige besonders zu beachten hat, daß er nicht bekümmert sei, weil seine Stimmung auf den Gott übergehen würde. Er muß Feiertkleider tragen, vor dem Tempel eine Abwaschung vornehmen und in der Thorhalle knieend sein Gebet verrichten. Ein Gitter trennt ihn von dem Innern, wo ein Spiegel hängt, in den er



Japanische Dame.

während des Gebets blickt. Hat er seine Andacht verrichtet, so opfert er Reis, Früchte, Thee oder Aehnliches und wirft etwas Geld in den Opferstock. Diese Sachen gehören den Priestern, welche Kami nusi oder Götterwirthe heißen. Sie sind verheirathet, und auch ihre Frauen verrichten gewisse heilige Handlungen. In der Hausandacht spielen die Feste der Kami eine Hauptrolle. Jedes muß begangen werden, und die Opfer pflegen in wohlriechenden Kerzen zu bestehen. Auf dem Schlußbild dieses Abschnitts sieht man den Schrein eines Kami, dem auf diese Weise geopfert wird.

Die vierte Regel, daß man die Kami in den Tempeln und in den Häusern anbetet, verschmilzt mit der dritten. Die fünfte endlich besteht Pilgerreisen, und



Ein Kimo von der Insel Jesso.

sie zu befolgen ist von der allerhöchsten Wichtigkeit. Unter den zweiundzwanzig Tempeln des Reichs, welche zu Wallfahrtsorten dienen, ist keiner so hoch angesehen wie der Tempel der Sonnengöttin zu Ijse oder Ize. Das Gebäude ist einfach, allen Schmuckes baar und sehr alt. Kleinere Kapellen umgeben dasselbe, und der ganze Umkreis wird von Priestern und Priesterinnen bewohnt, unter denen die höchsten Stände des Reichs vertreten sind. Jeder Japaner, zu welchem Alter, Range und Geschlecht er gehören möge, muß in seinem Leben wenigstens einmal nach Ijse wallfahren. Selbst die Buddhisten haben diese Pflicht zu erfüllen, und wenn ihre Priester davon ausgenommen sind, so liegt der Grund in dem Zustande immerwährender Unreinheit, den sie sich durch die Erfüllung ihrer Pflichten bei Sterbenden und Todten zuziehen. Denn wer nach Ijse geht, muß

ganz rein erscheinen, weshalb selbst Die, welche sonst dafür gelten würden, sich vorher einer besondern Reinigung unterziehen. Wer der Göttin recht wohlgefällig sein will, macht die Reise zu Fuß und erbettelt sich unterwegs seine Lebensmittel. Sein Getränk schöpft er sich mit einem hölzernen Becher aus dem nächsten Bache, sein Nachtlager ist die Matte, die er auf dem Rücken trägt. Je mehr Entbehrungen und Mühseligkeiten er sich auferlegt, um so größer ist sein Verdienst. In Ijse wählt sich jeder Pilger einen Priester, dem er beichtet und nach dessen Anweisung er die vorgeschriebenen Gebräuche erfüllt. Zum Schluß erhält er einen Ablasszettel, in dem ihm die volle Vergebung aller seiner frühern Sünden zugesichert wird. Um der Sündenvergebung willen wiederholt Mancher die Pilgerfahrt mehrmals, und musterhaft Fromme gehen jedes Jahr einmal zum Sonnentempel in Ijse.

In seiner Reinheit wird der Sinsyn gegenwärtig bloß von einer kleinen Gemeinde ausgeübt, die vorwiegend aus Priestern besteht. Die große Mehrzahl der Sintu folgt einem Glauben, auf den theils die Vorstellungen des Volks, theils die buddhistischen Lehren Einfluß geübt haben. So sind auch die Bilder der Kami, die man bei feierlichen Gelegenheiten in den Tempeln aufstellt, nichts als ein neues Zugeständniß, das man dem Verlangen der Ungebildeten nach einem sichtbaren Gotte gemacht hat. Ursprünglich bestand die Ausschmückung jedes Tempels bloß in einem Spiegel und in weißen Papierblättern, Symbolen der Reinheit. Unter den Götterbildern ist eines, welches wir nach Siebold mittheilen, höchst merkwürdig. Es stellt den großen düstern Gott dar, der als Dreieinigkeit aufgefaßt wird.

Die Teufel haben nach dem japanischen Volksglauben die verschiedensten Farben und sind weiß oder schwarz, roth oder grün.

Der Buddhismus ist in Japan von dem nahen Korea eingeführt worden. Man erzählt, daß nach manchem gescheiterten Versuch, für diese Lehre Anhänger zu gewinnen, 552 ein Bild des Buddha und einige buddhistische Bücher an den japanischen Hof gekommen seien. Ein Bönze aus Korea habe 579 alle Einwände beseitigt, indem er Buddha als eine Menschwerdung der Sonnengöttin dar-



Der große düstere Gott.

gestellt und den Enkel des regierenden Kaisers für eine Verkörperung (Avatare) des japanischen Schutzgottes erklärt habe. Dieses Kind, so lautet der Schluß der Erzählung, habe dem Throne entsagt, mehrere buddhistische Tempel gegründet und in einem derselben bis zu seinem Tode als Bönze gedient. Die Buddhisten Japans theilen sich in fünf Sekten, von denen eine einzige, Ikko-siu genannt, gebildet ist und in Ansehn steht. Ein Japaner von hoher Geburt, Sinran, hat sie zu Anfang des 13. Jahrhunderts gegründet. Ihre Tempel sind einfach und ernst, und dasselbe gilt von ihren Lehren. Ihre Priester verheirathen sich und essen Fleisch. Die Glaubenssätze dieser Sekte haben auch die Ainos der Insel Jesso angenommen.

Die dritte japanische Religion ist die des chinesischen Weltweisen, des Kong-

fu-tse. Sie heißt im Lande Siutu, d. i. der Weg der Weisen, und ihr Inhalt beschränkt sich auf Sittenlehren und einige unbestimmte Ansichten vom Leben der Seele. Sie hat unter den Gelehrten vielen Beifall gefunden, und obgleich sie lange Zeit wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Christenthum, das für staatsgefährlich galt, verfolgt wurde, bekennen sich die gebildeten Klassen noch immer insgeheim zu ihr. Die Ungebildeten sind durchschnittlich Buddhisten, aber sowol sie als die Anhänger des Kong-fu-tse huldigen zugleich dem Nationalglauben des Sinsyu. Der Buddhismus wird von der Regierung als Gegengewicht gegen das Christenthum unterstützt.

Die politische Geschichte Japans knüpft an die Götterlehre an. Der letzte der vier Götter, welche länger als zwei Millionen Jahre über die Welt regierten, verheirathete sich mit einer Frau irdischen Geschlechts und zeugte mit ihr einen Sohn, den Stammvater der heutigen Herrscher. Sein Name Jin mu ten wu, der göttliche Eroberer, führt zu der Vermuthung, daß er ein glücklicher Krieger war, der die kleinern Reiche, als deren Ueberbleibsel die jetzigen Lehnsfürstenthümer zu betrachten sind, zum ersten Male vereinigte, eine feste Regierung und einen gemeinschaftlichen Gottesdienst einrichtete. Dieses große Ereigniß wird in das Jahr 660 v. Chr. gesetzt. Der Titel Mikado, den der Eroberer annahm, heißt in wörtlicher Uebersetzung Sohn des Himmels. Die japanischen Geschichtschreiber lassen ihn 79 Jahre regieren und geben ihm bis zum ersten Kriege in Korea, der in das Jahr 201 unserer Zeitrechnung fällt, vierzehn Nachfolger. Jener Krieg schließt die erste Periode der japanischen Geschichte, und die zweite reicht bis zur Einführung des Buddhismus in Japan, von der bereits die Rede war. In dieser fernern Zeit scheint das bestimmende Element in Wechselbeziehungen zu China gelegen zu haben, von denen wir so gut wie nichts wissen. In Korea kämpfte man um den Besitz dieses oder jenes der kleinen Königreiche, und die Japaner scheinen zuweilen im Vortheil gewesen zu sein. Der chinesische Kaiser sah sie im Licht von Vasallen und benutzte jede günstige Gelegenheit, namentlich innere Unruhen, um ihrem Mikado eine Bestallung als Wang (König) von Nippon zu schicken.

Für die innere Geschichte hat der Verfall, in den die Gewalt der Mikados gerieth, die größte Bedeutung. Einige Jahrhunderte lang regierten diese Herrscher selbst und führten zuerst ihre Heere persönlich ins Feld. Als sie diese Gewohnheit aufgegeben und sich in ihren Palast zurückgezogen hatten, überließen sie sich nach und nach dem trägen Leben orientalischer Herrscher. Am verhängnißvollsten wurde für sie ihre Gewohnheit, der Herrschaft in noch jungem Alter zu entsagen. Oft war der Sohn, zu dessen Gunsten sie ihre Krone niederlegten, ein unmündiges Kind, und in diesem Falle übernahm der zurückgetretene Vater häufig die Regentschaft. Einer der Mikados, der auf diese Weise entsagte, hatte von seiner Frau, der Tochter eines mächtigen Fürsten, einen dreijährigen Knaben, dem die Krone zufiel. In diesem Falle bemächtigte sich der Fürst der Regentschaft und kerkerte den ehemaligen Mikado ein. Der letztere fand Vertheidiger, unter denen Yoritomo, ein entfernter Verwandter der kaiserlichen Familie, sich besonders auszeichnete.

Nach einem mehrjährigen Kriege trug er den Sieg davon, befreite den alten Mikado aus dem Gefängnisse und gab ihm die Regentschaft zurück. Zum Dank wurde Yoritomo zum Siō i dai siogun, d. h. zum Oberfeldherrn gegen die Barbaren, ernannt und mit der ganzen wirklichen Gewalt betraut. Er blieb, als jener Mikado starb, in seiner Stelle und befestigte seine Gewalt so, daß sie bei seinem Tode, als wäre sie eine erbliche, auf seinen Sohn überging. Da der letztere minderjährig war, übernahm seine Mutter, die in einem buddhistischen Kloster Nonne geworden war, die Regentschaft. Sie wird in den japanischen Jahrbüchern unter dem komischen Titel der „Nonne Oberfeldherr“ aufgeführt.

Da mehrere unmündige Mikados auf einander folgten, so setzten sich die Siogune nicht nur fest, sondern drängten sogar die Himmelsöhne in den Schatten. Auch die Gefahr, in die das Reich durch die Mongolen gerieth, mag dazu beigetragen haben, alle wirkliche Gewalt in die Hand des Oberfeldherrn zu legen. Es war Kublai Khan, der bald nach seiner Thronbesteigung die östlichen Inseln mit seinem Reiche zu vereinigen beschloß. Im Jahre 1268 ließ er an den Siogun ein Schreiben abgehen, in dem er ihn benachrichtigte, wie freundlich der Herrscher des kleinen Reiches Kaoli in Korea, der sich ihm unterworfen habe, an seinem Hofe behandelt worden sei. Jeder Philosoph hege den Wunsch, daß die Welt eine Familie bilden möge, und dieses Ziel wolle er erreichen, sei es auch mit Gewalt der Waffen. Auf diesen Brief wurde gar keine Antwort ertheilt, und dieselbe Behandlung widerfuhr zwei andern Gesandtschaften, die 1271 und 1273 aus China ankamen. Um diese Beleidigungen zu rächen, rüstete Kublai Khan eine große Flotte aus, die 1274 vor der Insel Tsusima ihre Segel entfaltete. Die Japaner haben zwei Erzählungen, weshalb dieser Versuch scheiterte. Nach der einen, welche die älteste ist, war die Küste an den meisten Punkten so wohl vertheidigt, daß die Mongolen umkehrten, nachdem sie auf Kjusiu ein paar Landschaften verwüstet hatten. Die andere Nachricht stellt den Hergang so dar, daß die Feinde nach einer verlorenen



Japanischer Krieger der frühern Zeit (nach Siebold).

Steger, Japan.

Schlacht geflohen wären. Die Schlacht soll auf Tsusima oder in der Höhe von Kii stattgefunden haben und für die Mongolen darum verloren gegangen sein, weil sie alle ihre Pfeile verschossen hätten.

Der Siogun sprach nun eine allgemeine Verbannung aller Mongolen aus. Eine Gesandtschaft Kublai Khan's, die sich 1275 an seinem Hofe vorstellte, wurde einfach davon benachrichtigt, daß den Mongolen bei Todesstrafe verboten sei, den Fuß auf japanischen Boden zu setzen. Zwei fernere Gesandtschaften, die in den Jahren 1276 und 1279 kamen, wurden bis auf den letzten Mann enthauptet. Der mongolische Kaiser hatte jetzt China vollständig unterjocht und versuchte Rache an Japan zu nehmen. Im fünften Monat des Jahres 1280 sahen die Japaner eine Flotte gegen ihre Küste heranziehn, welche 100,000 Krieger an Bord hatte. Ihre Maßregeln waren gut gewählt, und sind die Berichte, die wir von diesem zweiten Angriff besitzen, wahr, so fuhren die Mongolen länger als zwei Monate an den Küsten hin, ohne eine Landung zu wagen. Die Elemente nahmen sich des bedrohten Landes an. In den ersten Tagen des achten Monats erhob sich einer der furchtbaren Teifuns dieser Meere, zerstreute die mongolische Flotte und warf viele ihrer Schiffe auf die felsige Küste. Am dritten Tage griffen die Japaner die hungerten und größtentheils waffenlosen Schiffbrüchigen an und erschlugen sie oder machten sie zu Gefangenen. Die letztern führte man nach Lakota und enthauptete sie. Bloss drei wurden verschont, um dem Mongolenkaiser zu erzählen, welches Schicksal die Schiffbrüchigen in Japan getroffen habe. Er entsagte dem Gedanken an eine Unterwerfung Japans, und auch die spätern Kaiser seiner Dynastie ließen die Waffen ruhen, aber ein Handelsverkehr zwischen den beiden Reichen fand nicht mehr statt, bis China wieder einheimische Kaiser erhielt, welche zu Japan in freundschaftliche Beziehungen traten und auch einen Frieden mit Korea vermittelten.

Nach dem Aufhören der äußern Gefahr erging es den Sioguns wie früher den Mikados. Sie erschlafften, und nicht lange, so entglitt das Steuerruder des Reichs ihren Händen. Eine Behörde, die in ihrem Namen regiert hatte, verurtheilte sie zu derselben Rolle von Schattenkönigen, welche sie selbst vier Jahrhunderte früher über die Mikados verhängt hatten. Diese unblutige und allmähliche Revolution vollzog sich, nachdem bereits die ersten Europäer an der Küste erschienen waren. Das letztere so folgenschwere Ereigniß müssen wir, um den Zusammenhang nicht zu unterbrechen, in den nächsten Abschnitt verweisen. Wir wollen an dieser Stelle bloss bemerken, daß das Eingreifen der Portugiesen in die innern Angelegenheiten wesentlich dazu beigetragen hat, den staatlichen und gesellschaftlichen Zustand zu entwickeln, dem wir heute in Japan bezeugen.

Der eine große Grundsatz, der alle japanischen Verhältnisse beherrscht, ist der einer von allen Seiten gesicherten Ruhe. Wäre es überhaupt möglich, ein System zu erfinden, das, indem es alles Neue von sich weist, das vorhandene Alte gegen alle Beeinträchtigungen schützt, die aus menschlichen Gedanken und Ueberzeugungen, Schwächen und Leidenschaften hervorgehen können, so würde Japan die Ehre der Erfindung in Anspruch nehmen dürfen. Nahe genug ist dieses Land dem

Ziele gekommen, und doch hat dasselbe, wie die Geschichte der jüngsten Zeit lehrt, dem ewigen Stillstand plötzlich entsagen und das ängstlich abgewehrte Neue in einem vollen Strom in sich aufnehmen müssen.

Das hauptsächlichste Mittel, das der japanische Politik zur Festhaltung des Volksgesistes an einer unüberschreitbaren Grenze gedient hat, ist das wahrhaft despotische Ansehen, das dem Gesetz und der Sitte beigelegt wird. Alles hat seine feste starre Norm, die für die gesellige Beziehung, wie für das Leben in Familie, Gemeinde und Staat gilt und gegen die zu fehlen eine Auflehnung gegen die menschliche und göttliche Ordnung sein würde. Gesetz und Sitte halten alle Stände gebunden, und je höher die Stellung eines Mannes ist, um so stärker empfindet er bei jedem Schritt und Tritt die Fessel, die man seinen Bewegungen angelegt hat. Gerade die beiden Herrscher, der Mikado und der Siogun, sind Sklaven, und Diejenigen, welche unsere Stände der Fürsten und Herren darstellen, befinden sich in einer schlimmern Lage als russische Leibeigene. Frei sind höchstens die Ausgestoßenen, die man so tief verachtet, daß man es nicht einmal der Mühe werth hält, ihre Kopfszahl festzustellen. Wollte einer der durch Gesetz und Sitte Gebundenen dennoch es wagen, seinem eignen Willen zu folgen, so würde er bei dem ersten Versuche in das Netz von Spähern und Angebern fallen, das über Japan ausgebreitet ist. Dieses ist die lebendige Mauer, die sich um die eiserne Mauer der Satzungen zieht.

Der Mikado ist nicht bloß der geistliche Herrscher von Japan, er ist die verkörperte Sonnengöttin selbst. Die Kami oder niedern Gottheiten werden als seine Untergebenen gedacht und verweilen jedes Jahr einen Monat lang an seinem Hofe, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Während dieser Zeit besucht Niemand ihre Tempel, denn die Götter sind ja abwesend und würden die Gebete nicht hören, die man in ihrem leeren Hause an sie richtete. Als Gott stirbt der Mikado nicht, er verschwindet, und sein Nachfolger nimmt seinen Platz ein. Damit es ihm nie an einem solchen fehle, sind ihm zwölf Frauen gestattet, die er unter den Damen seines Hofes wählt. Seine und seiner Lebensgefährtinnen Tracht beschreiben wir nicht, unser Bild wird deutlicher sprechen. (S. die Abb. S. 21.)

Als geistlicher Herrscher entscheidet der Mikado über die theologischen und kirchlichen Angelegenheiten des Reichs und erhebt verstorbene Fromme zu Heiligen. Er bestimmt die Tage der beweglichen Feste, die zu gewissen kirchlichen Handlungen passenden Farben, ernannt oder bestätigt die Obern der Mönchsorden und spricht bei theologischen Streitfragen das letzte Wort. Er wohnt in Miyako, der schönsten und bestgebauten Stadt Japans, umgeben von der lieblichsten und reichsten Landschaft, deren gesundes Klima und reine Luft von keiner andern Gegend übertroffen werden sollen. Sein Palast heißt der Dairi, ein Name, der durch ein Mißverständnis zuweilen für einen Titel des Mikado gehalten worden ist. Allerdings wird der japanische Papst auch nach seiner Wohnung genannt, aber nicht Dairi, sondern Dairi sama, Herr des Palastes. Die Würdenträger, die ihn dort umgeben, sind alle vom höchsten Range, und zwei derselben, der Erzheilige oder Vorsitzende des geistlichen Raths und der „erste Diener seiner linken Hand“, haben

sogar vor dem Siogun den Vortritt. Außerdem ist sein Hof ein Mittelpunkt der Literatur, wo sich die berühmtesten Theologen und Philosophen, Geschichtschreiber und Dichter vereinigen.

Damit es dem Mikado nie einfallt, aus seinem geistlichen Gebiet herauszutreten, erklärt das Gesetz alle weltlichen Angelegenheiten seiner Aufmerksamkeit unwerth. Was er für die Wohlfahrt des Reichs thun kann, ist allerdings von ungeheurer Wichtigkeit, beschränkt sich aber darauf, daß er jeden Tag einige Stunden unbeweglich auf seinem Throne sitzen muß, um das Gleichgewicht des Staats zu erhalten. Er darf den Kopf weder nach rechts noch nach links drehen, denn der Theil seines Reichs, von dem er sich abwendete, würde unfehlbar zu Grunde gehen. Für die Stunden, die er nicht selbst auf dem Throne zubringt, vertritt die Krone seine Stelle. Nach neuern Nachrichten ist dieser Zwang abgeschafft worden, weil man Unruhen befürchtete, wenn der Mikado den Kopf doch einmal zur Seite wendete. Alle seine Kleider müssen neu sein und werden von ihm blos einmal getragen. Ebenso werden alle Geräthschaften, deren er sich bedient, alle Tage erneuert. Kleider wie Geräte werden nach einmaligem Gebrauche vernichtet. Wie dürfte ein Sterblicher tragen oder sonstwie benutzen, was ein Gott berührt hat! Damit er von keinem unheiligen Blick getroffen werde, verläßt er das Innere des Dairi nie. Diener tragen ihn von Gemach zu Gemach auf ihren Schultern und bewahren so seine heiligen Füße vor dem gemeinen Boden. Haare und Nägel sollten ihm eigentlich gar nicht beschnitten werden, aber daraus würden Unannehmlichkeiten für ihn entstehen, und so vollzieht man diese Operationen in der Nacht, wenn er schläft. So hilflos die einförmigen Pflichten seines Amts und die Ehrenbezeugungen, die ihn zu Boden drücken, seine Lage machen, steht ihm doch ein Aufpasser zur Seite. Jede Abweichung vom vorgeschriebenen Wege, die er sich zu Schulden kommen ließe, würde auf der Stelle nach Jeddo berichtet werden. Schlimm genug, wenn eine höhere Macht ihn einmal zwingt, seine Heiligkeit zu vergessen! Ein solcher Fall trat 1788 ein, als der damalige Mikado bei einem großen Brande den Flammen nicht anders entgehen konnte, als indem er seinen eignen Füßen vertraute und sogar lief. Daß eine solche Existenz, die uns in komischem Lichte erscheint, einem nicht ganz geisteschwachen Manne fürchterlich werden kann, begreift sich. Es geschieht sehr häufig, daß ein Mikado voll Ueberdruß seine Würde niederlegt. Frei wird er dadurch nicht, aber er braucht doch nicht ganze Tage unbeweglich da zu sitzen oder sich anbeten zu lassen.

Der Siogun thront als weltlicher Herrscher in der Hauptstadt Jeddo. Nach seinem Kubo oder Schloß nennt man ihn auch Kubo sama, Herrn des Schloffes. Er ist, wie der Mikado, im Grunde eine Puppe, die man mit so viel leerem Formenwesen umgibt, mit so viel unnützen Pflichten belastet, daß für Staatsgeschäfte keine Zeit bleibt. Die Etikette verbietet ihm, seinen Palast, der von ungeheurem Umfang und stark befestigt ist, zu verlassen, die Etikette schreibt ihm vor, welche Gebete er in jeder Stunde des Tags zu verrichten, welche Besuche und Geschenke er anzunehmen hat. Dabei ruhen in jedem Augenblicke die Augen von Spähern auf ihm, die er persönlich nicht kennt, von denen er aber weiß, daß sie da



Der Harem mit seinen Frauen (nach einem persischen Gemälde).

Spunkt der
Schriftleiter

Herabge-
erfahrent
s von un-
Stunden
Staat zu
denn der
degeben.
ie Krone
en, weil
ite men-
etragen.
erneuert.
dürfte
Damit
Dairi
wahren
en ihm
keiten
denn er
geigun-
hulden
genug,
! Ein
Grande
Füssen
hte et-
begreift
nieder-
weglich

o. Nach
Hoffen.
em For-
saatäge-
in unge-
hm vor,
und Ge-
gen von
ag sie do

sind und den kleinsten Wink, die geringste verdächtige Bewegung auffassen und weiter berichten würden. Siebt er Anstoß oder wird er seines entsetzlich leeren Lebens müde, so weist man ihm eins der Schlösser an, welche ausdrücklich zur Aufnahme ehemaliger Sioguns bestimmt sind, und sein Erbe tritt an seine Stelle. Auf unserm Bilde erscheint der Siogun mit den Zeichen seiner Würde, mit einer seiner Frauen, die ihm vielleicht zuweilen die ewige Langweile seines glänzenden Glends verschleuchen.

Wir kennen nun die beiden Schatten, zwischen denen die Gewalt angeblich getheilt ist. Der Sitz der wirklichen Gewalt ist der Staatsrath, der immer aus fünf Fürsten und aus acht niedern Adligen besteht. In Europa würde man diese Behörde aus den fähigsten Männern bilden, in Japan wählt man sie unter den Familien, die sich in den Bürgerkriegen, deren Folge die Entstehung der heutigen Verfassung war, um den Staat verdient gemacht haben. Um sich ihrer Treue zu versichern, stellt man andere Behörden, zwei „Herren der Tempel“ vom höchsten Rang und mehrere Polizeiminister, mit beaufsichtigender Gewalt neben sie und umgiebt sie mit denselben gesetzlichen Schranken, mit denselben Späherchwärmen, denen man in Japan in Allem vertraut, was die Ruhe und Ordnung betrifft. Die Beschlüsse des Staatsraths werden dem Siogun vorgelegt. Eigentlich ist seine Bestätigung eine leere Form, aber er besitzt doch das Recht, sie zu verweigern, und macht davon in sehr seltenen Fällen Gebrauch. Das japanische Gesetz, das an Alles denkt, bestimmt auch, was dann geschieht. Ein Schiedsgericht, aus drei Prinzen von Geblüt bestehend, tritt zusammen. Findet dasselbe, daß der Siogun im Unrecht ist, so muß er seine Würde niederlegen; erklärt es sich gegen den Staatsrath, so bleibt den Mitgliedern desselben nichts übrig, als ihre Abweichung von dem Pfad des Gesetzes oder der Sitte durch Selbstmord zu sühnen. Welcher starke Zügel die Aussicht auf ein solches Loos für den eigenmächtigsten Staatsrath sein muß, brauchen wir nicht auszumalen.

Die Lehnsherrscher und die Adligen überhaupt verursachen der japanischen Staatsweisheit schwere Sorgen. Man fürchtet, daß sie Träume von Unabhängigkeit hegen, die das Reich erschüttern könnten, und trifft seine Gegenmittel. Früher gab es 68 Lehen, jetzt zählt man deren 604, denn man hat die großen Fürstenthümer zerstückelt, um die Macht des Adels zu brechen. Jeder Fürst ist gezwungen, die Hälfte jeden Jahres oder jedes zweite Jahr in Jeddo zu verleben, und seine Familie bleibt als Pfand seines Wohlverhaltens immer dort. Befindet er sich auf seinen Gütern, wo man ihm nie einen befreundeten Fürsten als Nachbar läßt, so wird ihm von der Hauptstadt aus bis in die kleinste Einzelheit befohlen, wie er leben soll. Nach Vorschrift erhebt er sich von seinem Lager und legt sich nieder, nach Vorschrift betet er, empfängt Besuche und macht einige wenige Ausflüge. Dem Namen nach ist er souverän, aber die Geschäfte besorgt für ihn ein vom Staatsrath ernannter Beamter. So weit geht die Vorsicht dieses argwöhnischen Systems, daß man nicht einen, sondern zwei Beamte ernennet, von denen der eine in der fürstlichen Residenz, der andere in Jeddo lebt. Beide wechseln mit einander ab, und die Familie des eben im Amt befindlichen wird in Jeddo zurückgehalten.

Der Reichthum macht den Menschen stolz und unternehmend. Man hält daher darauf, daß die japanischen Fürsten arm seien. Eines der Mittel, durch die man diesen Staatszweck erreicht, ist die Erlaubniß, daß jeder Fürst Truppen halten darf. Nach unserm Bilde haben diese fürstlichen Soldaten ein ganz stattliches Ansehn. (S. die Abbildung auf S. 25.)

Für jeden Fürsten ist eine bedeutende Anzahl von Truppen vorgeschrieben, von der nur der kleinste, für den Staat völlig ungefährliche Theil unter den Waffen steht. Was der Unterhalt der übrigen kosten würde, muß der Fürst an den öffentlichen Schatz einzahlen. Große Kosten entstehen für ihn ferner durch seinen



Der Siegun mit einer seiner Frauen.

abwechselnden Aufenthalt in Jeddo, da er dort mit Glanz leben und unzählige Geschenke machen muß. Ist sein Vermögen so unermeslich, daß es allen diesen Ausgaben widersteht, so ladet sich der Siegun bei ihm zu Gast oder erbittet sich vom Mikado für ihn eine der ersten Hoffstellen. Durch jede dieser Ehren entstehen Kosten, die einen Krösus zum Bettler machen.

Der niedere Adel befindet sich ziemlich in derselben Lage. Seine Lehnen sind kleiner als die der Fürsten und werden ebenfalls von der Regierung verwaltet. Jeder Adlige ist verpflichtet, einen beträchtlichen Theil des Jahres in Jeddo zu verleben, wo man ihn zu einem Aufwande zwingt, der ihn nie zu Reichthum gelangen läßt. Da die Beamtenstellen, zu denen man den Adel zuläßt, wegen des

damit verbundenen Ranges ungemein gesucht werden, so entsteht ein Streben nach ihnen, das den ganzen Stand in Abhängigkeit erhält.

Die der Regierung unmittelbar unterworfenen Provinzen und die Städte werden durch Beamte verwaltet, die der Staatsrath ernennet. Die Statthalterstellen besetzt man doppelt, um abwechselnd einen der Statthalter und die Familie des andern in Jeddo unter den Augen zu behalten; die untern Beamten, die man in einer kaum glaublichen Zahl anstellt, sind zum größten Theil nicht vom Statthalter, sondern vom Staatsrath abhängig. Jeder ist in seinen Befugnissen beschränkt, die einen beaufsichtigen die andern, und alle wissen, daß sie sich in einem dichten Kreise von Spähern bewegen. Die letztern werden amtlich als Metstufen oder unerschütterliche Beobachter bezeichnet. Fürsten sind nicht unter ihnen, aber jeder andere Stand stellt zu der überaus zahlreichen Schaar sein Contingent. Der Statthalter muß für den Späher, der ihm etwas berichten will, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zu sprechen sein, und es wäre schlimm für ihn, wenn man in Jeddo einen Vorgang früher erfähre, ehe von ihm Meldung eingegangen wäre. Nicht selten geben sich Vornehme zu Kundschaftern her, um die Stelle des Beamten zu erhalten, den sie beaufsichtigen. Einmal wurde der Statthalter von Matsmai, gegen den gegründete Beschwerden vorlagen, abgesetzt. Wie staunte man, als man in seinem Nachfolger einen Tabakschneider erkannte, der vor einiger Zeit den Laden seines Herrn heimlich verlassen hatte. Dieser Arbeiter war ein Adliger der Provinz, der jene Verkleidung angenommen hatte, um den Statthalter besser beobachten zu können.

Man sollte meinen, ein so durchgebildetes Aufsichtssystem müßte der argwöhnischsten Regierung genügen. In Japan trifft man noch andere Maßregeln und macht auch Privatleute für die Erhaltung der Ruhe verantwortlich. Jeder Ort wird in Gruppen von fünf Häusern eingetheilt, deren Eigenthümer für sich und für ihre Hausgenossen haften. Bei dem geringsten Verstoß gegen die öffentliche Ordnung, ja bei jedem Lärm oder außergewöhnlichen Ereigniß hat der Hausherr Anzeige zu machen. Versäumt er diese Pflicht in einem einzigen Falle, so trifft ihn eine körperliche Züchtigung oder eine Gefängnißstrafe. Die letztere ist in Japan schwerer Natur, denn nicht genug, daß man im Geschäft des Verhafteten einen völligen Stillstand eintreten läßt, untersagt man der Familie jeden Verkehr mit der Außenwelt und schließt Thüren und Fenster ihres Hauses. Diese Strenge wirkt so, daß man bei offenen Thüren schlafen kann, und daß ein Verbrecher im ganzen Reiche keinen Zufluchtsort findet. Ja, einem irgend anrühigen Menschen wird es sogar schwer, eine Wohnung zu erhalten. Da die Nachbarn für ihn verantwortlich sind, so müssen sie ihre Einwilligung geben, ehe man ihn in ein Haus einziehen läßt, und sie weigern sich natürlich immer, einen Verdächtigen unter sich aufzunehmen.

Die Zahl der Einwohner des japanischen Reichs läßt sich mit Zuverlässigkeit nicht angeben. Man spricht bald von 15, bald von 40 Millionen. Siebold, ein sehr zuverlässiger Gewährsmann, nimmt die Seelenmenge zu 33—34 Millionen an.

Diese ganze Bevölkerung theilt sich in acht Kasten, deren Rangordnung genau bestimmt ist und deren Grenzen so streng festgehalten werden, daß nur in den allersehrsten Fällen ein Uebergehen aus einer Kaste in die andere stattfindet. Fast ohne Ausnahme bleibt der Japaner in der Kaste, der er vermöge seiner Geburt angehört und für deren Pflichten er erzogen worden ist. Die erste dieser Kasten ist die der Fürsten oder Koffiu, die zweite die der Kinin oder Adligen. Aus ihnen wählt man die Staatsräthe, die andern Oberbeamten der Hauptstadt Jeddo, die Statthalter und Generale. Von der Pracht, die man dem Adel gestattet, wird die Abbildung eines japanischen Generals auf S. 27 einen Begriff geben.

Der Adel muß mit seinen Vasallen Kriegsdienste leisten, wofür man ihn durch Lehnen entschädigt.

Die dritte Kaste besteht aus den Sintu- und buddhistischen Priestern. Die vornehmsten Mitglieder derselben sind der Oberpriester zu Niko, dem Begräbnisorte der jetzigen Dynastie von Sioguns, und der Oberpriester von Jeddo. Beide Würden sollen immer von Söhnen des Mikado bekleidet werden und gelten für so heilig, daß Niemand die Namen ihrer Inhaber aussprechen darf. Die Priester des regelmäßigen Klerus heißen Kaminusi. Zu ihnen zählt man auch die Mitglieder von zwei Mönchsorden, in die bloß Blinde aufgenommen werden können. Die Geschichte oder die Sage erzählt den Grund dieser Bestimmung auf folgende Weise. Der Stifter des einen Ordens war Senmimar, der jüngste Sohn eines Mikado und der schönste Jüngling seiner Zeit. Er beweinte den Verlust einer Geliebten so lange, bis er erblindete, und gründete dann, damit das Andenken an seine Liebe für alle Zeiten sich erhalte, jenen Orden. Die zweite fromme Genossenschaft von Blinden entstand in den Bürgerkriegen, in denen Horitomo seine Gewalt befestigte. Ein feindlicher General Kafekigo gerieth in die Gefangenschaft



Ein japanischer Krieger (nach Siebold).

des Siegers und wurde von diesem aufgefordert, ihm zu dienen. „Ich schulde dir Dankbarkeit“, antwortete er, „denn du hast meines Lebens geschont. Du bist aber der Mörder meines Herrn und ich könnte dich nie anblicken, ohne daß ich wünschte dich zu tödten. Dieser Widerstreit zwischen meinen Gefühlen kann bloß dadurch enden, daß ich zu sehen aufhöre.“ Mit diesen Worten blendete er sich. Von Yoritomo in Freiheit gesetzt, zog er sich in die Einsamkeit zurück, versammelte Blinde um sich und gab ihnen die Verfassung eines Mönchordens.

Die vierte Kaste begreift die Krieger oder die Vasallen des Adels. In frühern Zeiten konnten die Krieger ihre Dienste Jedermann anbieten, der zum Halten von Truppen berechtigt war, gegenwärtig sind sie an ihren Lehnsheeren gebunden. Golowin will bemerkt haben, daß die Soldaten des Kaisers weit besser gehalten werden, als jene der Fürsten, so daß ein kaiserlicher Gemeiner wie ein fürstlicher Offizier aussehe. Der Dienst aller Soldaten beschränkt sich auf die Stellung von Ehrenwachen, auf die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und auf die Bewachung der Küsten. Einen Krieg hat Japan seit länger denn zwei Jahrhunderten nicht geführt.

Aus diesen vier Kasten bestehen die obern Stände, welche allein berechtigt sind, zwei Degen zu tragen.

An der Spitze der Bevölkerungsklassen, deren Gesamtheit wir unter dem Namen des Bürgerstandes zusammenfassen würden, stehen als fünfte Kaste die Unterbeamten und die Aerzte und Wundärzte. Man schenkt ihnen eine gewisse Achtung, und das Gesetz erlaubt ihnen, einen Degen zu tragen.

In der sechsten Kaste stehen alle Kaufleute und Händler, welche ihr Geschäft im Großen betreiben. Während man die Fürsten und den Adel zu unsinnigen Ausgaben verleitet, verbietet man den Kaufleuten jeden unnöthigen Luxus durch strenge Gesetze. Man hat für sie Auswandsgesetze, die weit über die Kleiderordnungen des deutschen Mittelalters hinausgehen. Man verachtet die Kaufleute so tief, daß man von den ungeheuren Schätzen, die sich in ihren Händen anhäufen, nicht die geringste Gefahr befürchtet. Will ein Händler das Recht erlangen, einen Degen tragen zu dürfen, so muß er zuvor die demüthigendsten Dienste geleistet haben.

Die siebente Kaste vereinigt die sämmtlichen Kleinhändler und Handwerker, zu denen der japanische Gebrauch auch die Künstler rechnet. Nur die Gerber gehören nicht zu dieser Kaste. Welche Rangunterschiede man innerhalb derselben macht, ist für europäische Augen schwer zu unterscheiden. Nur so viel steht fest, daß solche Unterschiede bestehen und daß ein Maler oder ein Goldschmied höherer Achtung genießt, als ein Zimmermann und ein Schuster.

Die achte Kaste wird von den Landleuten und den Handarbeitern aller Art gebildet. Wie sehr ihre Mitglieder in der Bildung und in der Art der Beschäftigung von einander abweichen mögen, ein charakteristisches Merkmal ist ihnen allen gemeinschaftlich — die Armuth. Man erdrückt den Städter durch Abgaben, und den Landleuten, die größtentheils Leibeigene sind, theilweise aber auch eine Stellung etwa wie unsere Pächter einnehmen, legt das Lehnswesen so viele Lasten auf, daß

sie nicht frei zu athmen vermögen. Dennoch scheinen diese Unglücklichen zufrieden zu sein und denken jedenfalls an keine Auflehnung gegen eine Ordnung der Dinge, die für sie so stiefmütterlich sorgt. Sie sind mit Wenigem zufrieden, leben mit der größten Mäßigkeit und haben ihre Freude an dem Mitgenuß der Feste und Umzüge, die man ihnen unentgeltlich bietet. Der Arbeiter und die Arbeiterin



Ein General.

unseres Bildes auf S. 29 zeigen uns die Tracht und zwei der Beschäftigungen, die bei der achten Kaste am häufigsten vorkommen.

Unter allen Kasten steht noch eine Bevölkerung von Ausgestoßenen — die Gerber und Alle, welche mit den Häuten und Fellen der Thiere zu thun haben. Die äußerste Verachtung, die man ihnen erweist, steht mit dem Lehrsatze des Sinto-Glaubens, daß jede Berührung eines todten Körpers verunreinige, im innigsten Zusammenhange. Die Gerber müssen sich mit Theilen von Thierleichen

fortwährend zu schaffen machen und man schließt sie daher von der menschlichen Gesellschaft völlig aus. Sie dürfen nicht in den gewöhnlichen Städten wohnen, keinen öffentlichen Ort besuchen, und Jeder flieht sie. Sind sie auf Reisen, so nehmen sie ihr Maß auf der Straße zu sich; betreten sie eine Stadt, so geschieht es nur, um die Dienste von Kerkermeistern oder Henkern zu verrichten. Die Verachtung, die man ihnen beweist, geht so weit, daß man sie bei Volkszählungen unberücksichtigt läßt, und den Raum, den sie an einer Straße in besondern Dörfern bewohnen, in die Länge des Wegs nicht einrechnet. Die Behörden würden sich beschimpfen, wenn sie von dem Dasein solcher Menschen Notiz nähmen.

Die Gesetze sind mit Blut geschrieben. Viele Verbrechen, die man in Europa kaum für Verbrechen hält, werden mit dem Tode bestraft. So wird unter Andern der Kutscher, der Jemand überfährt und dadurch tödtet, als Mörder hingerichtet. Durch ihn ist ein Mensch ums Leben gekommen; diesen Gesichtspunkt faßt das Gesetz ausschließlich auf. Eben so wird der Gefangenwärter, der einen Verbrecher entkommen läßt, hingerichtet, und dieselbe Strafe trifft die Frau, welche bei Lebzeiten ihres ersten Mannes zum zweiten Male heirathet. Mit der Todesstrafe belegt man den Diener, der gegen seinen Herrn die Hand erhebt, den Dieb, wenn die gestohlene Summe einen bedeutenden Werth hat, und noch viele andere Verbrechen. Für diejenigen Vergehen, welche nicht mit dem Tode bestraft werden, sind Prügelstrafen angedroht. Geldbußen wendet man in Japan nicht an, weil der Reiche vor dem Armen einen ungerechten Vorzug bekommen würde. In der Praxis wird dadurch eine gewisse Milde herbeigeführt, daß Vergehen, die sich nicht gegen den Staat richten, von dem Beschädigten verfolgt werden müssen. Da jeder gerichtliche Schritt mit Kosten verknüpft ist, so unterbleibt die Anzeige oft und der Verbrecher kommt mit den polizeilichen Nachtheilen seiner That davon. Die Polizei erfährt Alles und vergißt nichts.

Mit der Todesstrafe verbindet sich Vermögensschiebung und die Familie des Verbrechers wird von unauslöschlicher Schande getroffen. Wer in Japan etwas begangen hat, worauf der Tod steht, wird sich daher womöglich selbst entleiben. Bei den Vornehmen ist der Selbstmord in solchen Fällen allgemein üblich und hat immer die Form des Harakiri oder Bauchaufschlitzens. Man giebt sogar den Kindern in dieser Kunst Unterricht. Erfolgt die Verhaftung, ehe der Verbrecher sich hat das Leben nehmen können, so besticht die Familie den Henker, daß er ihn auf der Folter tödte. Vor dem Gesetz gilt er nun für unschuldig, die Familie erhält die Leiche zurück und Ehre und Vermögen sind gerettet. Ist ein Todesurtheil ausgesprochen worden, so vollzieht man es öffentlich und nicht selten mit Grausamkeit. Das Enthaupten ist die gewöhnlichste Strafe, aber auch das Kreuzigen und das Verbrennen kommen vor. Schwere Verbrechen zerfleischt der Henker mit Säbelhieben, und er muß es verstehen, sechzehn Streiche zu führen, ohne daß er den Tod giebt. Junge Adlige pflegen ihre Waffen dazu herzugeben, um sie einzuweihen oder die Güte derselben zu prüfen.

Die gewöhnlichen Gefängnisse haben eine menschliche Einrichtung, und die Gefangenen finden darin Luft, Licht, Wärme und eine angemessene Nahrung.

Klein sind diese Gefängnisse allerdings und der japanische Name Koya oder Käfig paßt daher auf sie vollkommen. Hat sich der Verbrecher aber schuldig bekant und ist sein Verbrechen ein schweres, so wirft man ihn in einen Kerker, der durch den Namen Goguya oder Hölle hinreichend bezeichnet wird. Die einzige Oeffnung desselben ist ein Loch in der Decke. Der Gefangene erhält die schlechteste Nahrung, man gestattet ihm kein Bett, und seine einzige Bekleidung ist ein Gürtel von Stroh, das Zeichen der Schande. In allen Fällen erfolgt übrigens die Entscheidung der Gerichte sehr schnell, so daß von langer Haft keine Rede ist. Wie allgemein anerkannt wird, nimmt man bei den Urtheilssprüchen auf Rang und Reichthum keine Rücksicht. Da man die Folter bis zum Uebermaß anwendet, so können Justizmorde nicht selten sein. Falsche Ankläger werden jedoch mit Härte bestraft, und man erzählt von Fällen, wo schon ein leichtsinnig geleisteter falscher Eid mit dem Tode bestraft worden ist.

Mit großer Umsicht sorgt man dafür, daß alle Klassen mit den Gesetzen bekannt werden. In jedem Orte befindet sich eine Schau-
bühne, die von einem Sitzer umgeben ist. Hier wird jedes neue Gesetz mit lauter Stimme ausgerufen und später angeheftet, damit Jedermann es vor Augen habe. Die Polizeiverordnungen werden auf dieselbe Weise bekannt gemacht.

Der Erziehung giebt man eine solche Richtung, daß Gehorsam als die erste aller menschlichen Pflichten eingeschärft wird. Lesen, schreiben und vaterländische Geschichte lernt jeder Japaner, den ärmsten Arbeiter nicht ausgenommen. Die höhern Klassen unterweist man außerdem in Allem, was sie für das tägliche Leben brauchen, insbesondere in allen Höflichkeitsformen und Regeln der Etikette, die in Japan eine so große Rolle spielen. Der Knabe erfährt ferner, welche Tage für bestimmte Geschäfte Glück oder Unglück bringen, und man macht ihn mit den An-
fangsgründen der Mathematik, mit der Gymnastik und mit dem großen Geheimniß des Harakiri bekannt. Er erfährt auf das genaueste, wie er sich den Bauch aufschlitzen muß, und in welchen Fällen der Selbstmord für einen gebildeten Mann zur



Mann und Frau der arbeitenden Klasse.

Pflicht wird. Die Erziehung der Mädchen hat vor der unserigen in der Beziehung den Vorzug, daß man dabei die künftige Hausfrau ins Auge faßt. Der Unterricht erstreckt sich nämlich auch auf feine Nadelarbeiten und auf die Haushaltung. Mit funfzehn Jahren ist die Erziehung beider Geschlechter vollendet. Dem Knaben scheidet man nun den Kopf und giebt ihm einen andern Namen. Dieser Namenswechsel kommt noch öfter vor, z. B. bei jeder Beförderung zu einem höhern Amte.

Die Bewohner des eigentlichen Japan oder der drei Inseln Nippon, Siko und Kiusiu gehören zu der großen mongolischen Völkfamilie, bilden aber einen eigenthümlichen, von dem chinesischen wesentlich verschiedenen Theil derselben. Die chinesische Sprache ist einsilbig, die japanische mehrsilbig, und zwar in dem Grade, daß das japanische Wort für unser „ich“ (watakusi) vierfilbig und die Mehrzahl „wir“ (watakusidomo) sogar sechsfilbig ist. Diese Sprache ist sehr reich und hat einen weichen, angenehmen Klang. Ihre 48 Buchstaben werden durch beigefügte Zeichen, durch die man die Aussprache angebt, verdoppelt. Klaproth ist bei seinen Forschungen zu dem Resultat gekommen, daß die Kunst des Schreibens in Japan bis 284 v. Chr. unbekannt war. In jenem Jahre schickte der regierende Fürst eine Gesandtschaft nach Korea, die sich mit der Literatur der Chinesen bekannt machen mußte, damit sie nach ihrer Rückkehr dem Volke Lehrer geben könne. Daraus erklärt sich, daß in Japan neben vier eignen Schriftarten, welche später entstanden sind, auch die chinesische im Gebrauch ist, und daß die Japaner gleich ihren westlichen Nachbarn mit senkrecht stehenden Zeilen und von der Rechten zur Linken schreiben. In manchen Büchern wendet man alle fünf zusammen an, damit das Ganze ein möglichst gelehrtes Aussehen erhalte.

Das gebräuchlichste ist das Alphabet Katakana, dessen Name „Theil von Buchstaben“ daher stammt, daß es den chinesischen Charakteren entnommen ist. Es hat 48 wirkliche Buchstaben. Die übrigen drei Alphabete bestehen ebenfalls aus Buchstaben, und alle vier mögen deren 300 zählen. Nimmt man die 3—400 chinesischen Charaktere, die keine einzelnen Laute, sondern Begriffe darstellen, und deren man sich mit Vorliebe bedient, hinzu, so erhält man einen Reichthum von Schriftzeichen, der es sehr begreiflich macht, daß das bloße Lesen- und Schreiben bei den Japanern keine Kleinigkeit ist. In Nebenstehendem geben wir das Katakana-Alphabet.

Die Buchdruckerkunst ist seit Jahrhunderten bekannt, besitzt aber keine beweglichen Typen und verwendet Holztafeln, auf denen die Charaktere eingeschnitten sind.

Die japanische Literatur umfaßt Werke über die Geschichte, Erdkunde und Reisen, Philosophie und Naturgeschichte, Encyclopädien, Schauspiele und Gedichte. Die holländischen Schriftsteller sprechen von dieser Literatur mit hoher Achtung; was wir aber von den japanischen Werken durch Uebersetzungen kennen gelernt haben, rechtfertigt dieses günstige Urtheil keineswegs. Klaproth hat uns mit einem geographischen und Titsingh mit einem geschichtlichen Werke der Japaner bekannt gemacht. Das geographische ist noch das beste, denn es giebt wenigstens eine genaue Beschreibung von Korea, den Liu-kiu und den Kurilen. Der

Fehler der Trockenheit, der ihm anklebt, tritt uns in dem geschichtlichen Werke in demselben Grade entgegen und verbindet sich mit plumper Schwerefülligkeit. Dieses geschichtliche Werk enthält die Jahrbücher des kaiserlichen Palastes und giebt unter diesem Titel nichts als ein Verzeichniß von Geburten, Heirathen, Krankhei-

イ I.	キ Tschü oder Dschü.	ヨ Yo.	ラ Ra oder La.	ヤ Ya.	ア A.	エ Ye.
ロ Ro oder Lo.	リ Ri oder Li.	タ Ta, Da.	ム Mu.	マ Ma.	サ Sa, Za.	ヒ Hi oder Fi, Bi, Pi.
ハ Ha oder Fa, Ba, Pa.	ヌ Nu.	レ Re oder Le.	ウ U.	ケ Ke, Ge.	キ Ki, Gi.	モ Mo.
ニ Ni.	ル Ru oder Lu.	ソ So, Zo.	井 I und Wi.	フ Fu, Bu, Pu.	ユ Yu.	セ Se od. Sche. Ze od. Zhe.
ホ Ho oder Fo, Bo, Po.	ワ Wo.	ツ Tsu, Dzu.	ノ No.	コ Ko, Go.	メ Me.	ス Su, Zu.
ヘ He oder Fe, Be, Pe.	ワ Wa.	子 Ne.	オ O.	エ Ye.	ミ Mi.	ン Ng oder 'n.
ト To, Do.	カ Ka, Ga.	ナ Na.	ク Ku, Gu.	テ Te, De.	シ Si od. Schi. Zi oder Zhi.	マ ^{*)} Nigori. o Maru.
*) Dieses Zeichen giebt dem Anfangsbuchstaben einen härtern Klang, während das folgende, Maru genannt, das h oder f mehrstübiger Werte in p verwandelt.						

Das japanische Alphabet.

ten, Todesfällen, Wallfahrten und Aufständen. Die Jahrbücher der Sioguns, die wir ebenfalls durch Titsingh kennen gelernt haben, können wir hier nicht rechnen, da sie augenscheinlich Einschleissel aus andern Quellen erhalten haben. Die philosophischen Werke theilen sich in zwei Klassen, von denen sich die eine mit Sittenregeln, die andere mit der Götterlehre beschäftigt. Die encyclopädischen Werke sind im Grunde blos Bilderbücher mit Erläuterungen, die bald nach dem Alphabet

aufeinander folgen, bald nach einem ganz unwissenschaftlichen und launenhaften System angeordnet sind.

Von den dichterischen Werken der Japaner hat man uns nichts als einige Proben mitgetheilt, aus denen wir schließen müssen, daß man bloß die Formen des Liedes, des Lehrgedichts, der Ballade und Romanze kennt. Die Lieder stehen unserer Gefühlsweise am nächsten und sind einfach und wahr empfunden. Die Schauspiele entnehmen ihre Stoffe hauptsächlich der Sage oder der Geschichte des Landes und schildern die Thaten und Schicksale der alten Helden und Götter. Einige wenige beschäftigen sich mit erdichteten Liebesabenteuern und noch andere wollen die Hauptfäße der Sittenlehre in lebenden Bildern vorführen. In den geschichtlichen Schauspielen tritt der Durst nach Rache als nationale Eigenthümlichkeit besonders hervor und ganze Scenen sind nichts als die Darstellung der Folterqualen, denen der siegreiche Held seine Gegner unterwirft. Das Schauspiel begleitet die Hauptperson gewöhnlich von der Geburt bis zum Tode und folgt ihr nicht bloß von Insel zu Insel, sondern sogar von der Erde in den Himmel. Von Einheit oder auch nur Zusammenhang der Handlung ist keine Spur zu finden, und das einzige dramatische Gesetz scheint das zu sein, daß nicht mehr als zwei Personen zugleich auf der Bühne stehen dürfen. In die ernstern Scenen werden heitere verflochten.

Die Schauspielkunst scheint ganz im Vortrage aufzugehen. Kann ein Schauspieler eine Viertelstunde lang in einem unnatürlichen Tone leidenschaftlich sprechen, so gilt er für einen großen Künstler. Den höchsten Gipfel ersteigt er, wenn es ihm möglich ist, in demselben Stück verschiedene Charaktere darzustellen. Die Decorationen sind glänzend, aber da man die Perspektive in Japan nicht kennt, so können sie auf einen künstlerischen Charakter keinen Anspruch machen.

Die Darstellungen beginnen in einer frühen Nachmittagsstunde und enden spät am Abend. Häufig giebt man drei Stücke, aber nicht so, daß man das eine Drama ausspielt und dann erst das zweite folgen läßt, sondern in Bruchstücken, indem man die ersten Aufzüge jedes Stücks aufeinander folgen läßt, dann mit den zweiten Aufzügen beginnt und so bis zum Schlusse fortfährt. Vielleicht liegt der Grund dieser eigenthümlichen Einrichtung darin, daß die in jedem Stück beschäftigten Schauspieler, wenn man die Aufzüge hintereinander weg spielte, zu müde werden würden. Durch diesen Grund erklärt man auch, daß keine Frauen die Bühne betreten und ihre Rollen von Knaben gegeben werden. Wir sollten jedoch meinen, daß eine Frau dem ermüdenden japanischen Vortrage immer noch besser gewachsen sein müßte als ein Knabe.

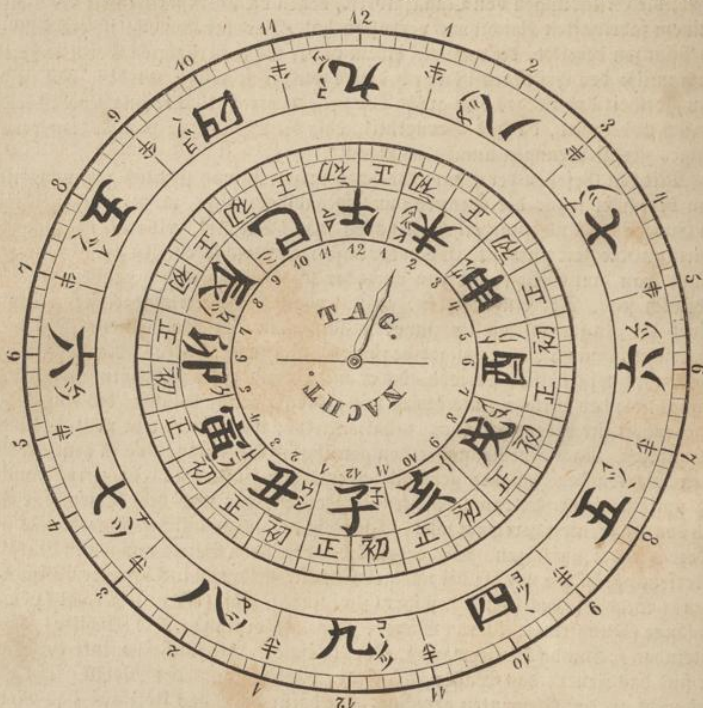
Die Arzneikunde und die Astronomie sind die beiden Wissenschaften, welche in Japan die meiste Pflege finden. Den japanischen Aerzten gereicht es zur Ehre, daß sie die Erfinder der Acupunktur und der Mora sind. Sie haben in der Anwendung der Nadel eine außerordentliche Geschicklichkeit, und unverdächtige Augenzengen erzählen von Fällen, wo die schrecklichsten Krankheitsercheinungen, welche allen andern Heilmitteln widerstanden, nach Anwendung der Nadel wie durch einen Zauber gebannt sofort verschwanden. Die Verfertigung der Nadeln bildet einen eignen Geschäftszweig, der mit großer Sorgfalt betrieben werden

muß. Sie müssen von Gold oder Silber sein, eine tadellose Glätte und eine äußerst feine Spitze haben; auch darf nicht der geringste Zusatz von Kupfer oder andern Metall vorkommen; die Mora hat ihren Namen von einer Moosart, die man auf dem kranken Theile abbrennen läßt. Die Arzneien werden sämmtlich aus dem Pflanzen- und Thierreiche genommen; die Benutzung mineralischer Mittel verbietet der Mangel an chemischen Kenntnissen. Man hat übrigens auch Wundermittel, die Erfindungen von Quacksalbern, denen die Leichtgläubigkeit des Volkes zu einem fabelhaften Reichthum verholfen hat. Das berühmteste ist ein Pulver, aus Pflanzen bereitet, die man auf einem in der Sage berühmten Berge sammelt. Die Familie des Erfinders ist durch dieses Pulver so reich geworden, daß sie der Schutzgottheit des Berges drei große Tempel errichtet hat. Die Anatomie ist leider gänzlich unbekannt, da das Vorurtheil, daß die Verührung von Todten verunreinige, Zergliederungen unmöglich macht.

Mit den Gesetzen der Himmelserscheinungen ist man ziemlich genau bekannt. Man berechnet sogar die Sonnen- und Mondfinsternisse, wozu man allerdings von Europäern Anleitung erhalten haben mag. Die Art, wie man das Jahr berechnet und die Zeit eintheilt, ist von der unserigen verschieden. In der Chronologie benutzt man drei Cyklen, die von einander unabhängig und neben einander in Gebrauch sind. Der einfachste ist der Dai oder die Regierungszeit des Mikado. Stirbt der Kaiser mitten im Jahr, so läßt man den Dai seines Nachfolgers doch erst mit dem nächsten Neujahr beginnen. Der zweite Cyklus, Nengo genannt, ist eine rein willkürliche Periode, da er mit irgend einer wichtigen Begebenheit anfängt, die der Mikado auszeichnen will, und die so lange läuft, bis eine andere Begebenheit für bedeutsam genug gehalten wird, um mit ihr eine neue Rechnung zu beginnen. Nach dem Nengo werden gewöhnlich die Zeitangaben in den geschichtlichen Werken der Japaner gemacht. Der dritte Cyklus ist ein astronomischer und umfaßt einen Zeitraum von sechzig Jahren, der nach dem Thierkreise und nach den Elementen berechnet wird. Die Zeichen des japanischen Thierkreises sind andere wie die unserigen. Wir geben die japanischen Bezeichnungen in deutscher Uebersetzung, indem wir die bei uns gebräuchlichen Namen in Klammern beifügen: Maus (Widder), Kuh (Stier), Tiger (Zwillinge), Hase (Krebs), Drache (Löwe), Schlange (Jungfrau), Pferd (Wage), Ziege (Skorpion), Affe (Schütze), Hahn (Steinbock), Hund (Wassermann), Eber (Fische). Die fünf Elemente der Japaner sind das Feuer, das Wasser, die Erde, das Holz und das Metall. Die Luft wird nicht zu den Elementen gerechnet, die dafür durch das Holz und das Metall bereichert werden. Durch eine sehr verwickelte und für uns geradezu unverständliche Verbindung der fünf Elemente mit den zwölf Zeichen des Thierkreises erhält man sechzig Figuren, von denen jede ein Jahr des astronomischen Cyklus darstellt.

Das japanische Jahr ist kein Sonnenjahr, sondern ein Mondjahr und wird wie das unserige in zwölf Monate getheilt. Dennoch hat es nicht 336, sondern 354 Tage, da der Mikado mehreren Monaten zwei Tage hinzufügt. Da das wirkliche Sonnenjahr auf diese Weise noch nicht erreicht wird, so schiebt man alle drei Jahre

einen Monat ein, dem man die erforderliche Länge giebt. Dieses Schaltjahr besteht aus 384 Tagen. Das Jahr beginnt mit unserm Februar, und den Monaten giebt man Namen, welche entweder den Naturerscheinungen oder den Festen des Zeitabschnitts entsprechen. So hat man einen Monat der geselligen Freude (Februar), des Kleiderwechsels (März), der Knospen (April), der Blüten (Mai), des Umpflanzens (Juni), der Trockenheit (Juli), des Briefwechsels (August),



Bijerblatt einer japanischen Uhr.

der fallenden Blätter (September), der langen Nächte (Oktober), der Götterlosigkeit (November, weil die Götter in diesem Monat auf Besuch beim Mikado sind), des Schnees (Dezember) und des Jahreschlusses (Januar).

Die Eintheilung des Tages in Stunden ist eine sonderbare. Von den zwölf Stunden, die der Tag in Japan hat, treffen in jeder Jahreszeit sechs auf den Tag und sechs auf die Nacht. Daraus folgt, daß die Stunden des Tags, vom Anfang bis zum Untergang der Sonne, bloß während der Tag- und Nachtgleiche

dieselbe Länge wie die Stunden der Nacht haben. Im Sommer sind die Stunden des Tags, im Winter die der Nacht länger. Eigentlich sollte man die Länge der Stunden von Tag zu Tag oder wenigstens von Woche zu Woche festsetzen, aber diese Mühe giebt man sich nicht und begnügt sich damit, jedes Vierteljahr bekannt zu machen, welche Länge während der nächsten drei Monate die Stunden des Tages und die der Nacht haben werden.

Uhren sind seit langer Zeit bekannt und man sieht selbst sehr künstliche. Eine derselben beschreibt Meylan auf folgende Weise: „Die Uhr befindet sich in einem Rahmen von 3 Fuß Höhe und 5 Fuß Breite und stellt eine von der Mittags-sonne beleuchtete Landschaft dar. Pflaumen- und Kirschbäume in voller Blüte schmücken den Vordergrund, in dem man auch andere Gewächse sieht. Den Hintergrund bildet ein Berg, von dem, künstlich durch Glas nachgeahmt, ein Bach herabstürzt und einen Fluß bildet, der sich theils zwischen Felsen hindurchwindet, theils mitten durch die Landschaft strömt, bis er sich in einem Tannenwalde verliert. Am Himmel steht eine goldne Sonne und zeigt durch ihre Bewegung die Stunden an. Am untern Theile des Rahmens sind die zwölf Stunden des Tages und der Nacht angegeben und eine kriechende Schildkröte dient als Zeiger. Ein Vogel auf dem Aste eines Pflaumenbaumes singt nach jeder Stunde und schlägt mit den Flügeln. Sobald er aufhört zu singen, schlägt eine Glocke und eine Maus kommt aus einer Höhle und läuft über den Berg.“

Die Kenntnisse der Japaner in der Mathematik, in der Trigonometrie und in der Mechanik sind beschränkter Natur. Sie verstehen Kanäle zu bauen, die hauptsächlich zur Bewässerung dienen, und haben Brücken verschiedener Art. Auch Maschinen sind bekannt, werden aber grundsätzlich nicht angewendet. Als die Holländer einmal das Modell einer Delmühle anboten, wies der Siogun es zurück, weil eine Delmühle zwar eine sinnreiche Erfindung sei, aber den zahlreichen Japanern, die von der Bereitung des Dels lebten, ihr Brot nehmen werde. Was sich über die Künste, die Gewerbe und den Handel sagen läßt, bestimmen wir für die spätern Abschnitte des Buchs.

Unser Urtheil über den heutigen Zustand der Japaner läßt sich in wenige Worte zusammenfassen. Sie sind nichts weniger als Wilde oder Barbaren, sondern ein altes Kulturvolk, das durch die ihm inwohnende Triebkraft und durch Elemente, die ihm von außen zugeführt wurden, auf eine gewisse Bildungsstufe gehoben wurde, wo es stehen blieb und einrostete. Von seiner Ohnmacht, sich ohne Aufgabe seiner Eigenthümlichkeit höher aufwärts zu schwingen, instinktartig durchdrungen, oder vielleicht in dem Erreichten das höchste für sein Wesen Wünschenswerthe erkennend, gab sich dieses merkwürdige Volk eine Verfassung und Gesetze, die sowohl den Fortschritt als den Rückschritt fast unmöglich machten. Es erreichte um den Preis seiner Weiterbildung das orientalische Ideal der Ruhe, so weit es sich überhaupt erreichen läßt. Dabei versumpfte aber das japanische Leben nie in dem Grade, daß sich ein chinesisches Hochmuth, ein Glaube an die eigne Unübertrefflichkeit ausgebildet hätte. Im Gegentheil blieb ein Drang nach Vervollkommnung, den man nicht anders dem Princip der Unbeweglichkeit unterordnen konnte.

als indem man das Land gegen die höhern Kulturen des Auslandes absperrte. Zwei Jahrhunderte lang wiederholten sich die Versuche der Europäer, Zugang zu gewinnen, ohne Erfolg. Zeigte sich ein Schiff in einem japanischen Hafen, so wiesen die Behörden mit unerschütterlicher Ruhe jeden Handelsverkehr ab, weil kein Bedürfnis dazu vorhanden sei, erfüllten aber gewissenhaft die Pflichten der Menschlichkeit, indem sie die Fremden mit allem Nöthigen versahen, wofür nie Geld genommen wurde. Das mehrmals angewendete Mittel, dadurch Eingang zu gewinnen, daß man schiffbrüchige Japaner zurückführte, versagte nie. Die Schranke blieb unübersteiglich, und die Holländer trafen nicht ungegründete Verdacht, daß sie aus Handelsseifer sucht die Abneigung der Japaner gegen alle Fremden nährten. Daß man sie von allen seefahrenden Völkern allein zuließ, mußten sie mit schweren Demüthigungen bezahlen. Auf der kleinen künstlichen Insel der Bucht von Nagasaki, wo sie ihre Waarenlager hatten, waren sie Gefangene, und nie ließ sich ein Beamter des Landes herbei, sie als ebenbürtig zu behandeln. Dennoch war es für die Wissenschaft ein Gewinn, daß wenigstens ein Kulturvolk in Verbindung mit dem östlichsten Lande blieb, wenn auch bis auf Siebold Alles, was aus der winzigen Ausgangsthür von Desima in die Welt drang, so lückenhaft war, daß das Verlangen, eine bessere Kunde von Japan zu bekommen, immer lebhaft sich äußerte.

In unserm Jahrhundert fanden die Nordamerikaner endlich den Schlüssel zu Japan, den man so lange vergeblich gesucht hatte. Von den vergeblichen Bemühungen ihrer Vorgänger und von ihren eignen Erfolgen haben wir nun zu erzählen.



Japanisches Götzenbild und Mäucherkerzen.



Die Europäer in Japan.

Die ältesten Nachrichten über Japan. — Die erste Landung von Europäern. — Die Portugiesen und die Glaubensboten. — Große Christenverfolgung. — Vertreibung der Portugiesen. — Die Holländer. — Die Formen ihres Verkehrs. — Versuche der Engländer. — Die Russen: Larmann, Resanoff, Krusenstern, Golowin. — Amerikaner und Engländer: Stewart, Bellin. — Mercator Cooper. — Cecilie und Biddle. — Glynn. — Commodore Perry schlägt eine Expedition nach Japan vor. — Fahrt bis zu den Siu-siu.

Die ersten Nachrichten, die man in Europa über Japan erhielt, brachte der Venetianer Marco Polo 1295 von seinen langen Reisen in Asien mit. Er erzählte von einem Lande östlich von China, das er nicht selbst gesehen habe, von dem er aber wisse, daß die Bewohner von Kathai (China) viel mit ihm handelten und Gold, Perlen und Gewürze von dort holten. Das Land bestehe aus einer großen Insel, Zipangu genannt, nebst einer Menge kleinerer, und sein Reichthum sei ein so unermesslicher, daß der Kaiser in einem mit Goldplatten gedeckten Palaste wohne. Diese Erzählung Marco Polo's nahm nicht bloß den Sinn seiner Zeitgenossen gefangen, sie erhielt sich vielmehr im Gedächtniß der Menschen zwei Jahrhunderte lang. Als unser Martin Behaim, der Entdecker einer der Azoren, 1492 seine berühmte Erdkugel anfertigte, trug er auf sie, dreizehn Längengrade von dem chinesischen Kanghu (Hang-tschu-fu), die Insel Zipangu ein. Um den westlichen Weg zu diesem Tabellande und seinen 7456 Gewürzinseln aufzufinden, lief Christoph Columbus am 3. August 1492 von Palos aus. In San Salvador glaubte er eine jener Inseln entdeckt zu haben, und sein Wahn wurde bestärkt, als die Indianer der andern Eilande, die er besuchte, auf eine große Insel im Südwesten hindeuteten, wo es Edelsteine, Perlen, Gold, Gewürze und Baumwolle im Ueber-

fluß gebe. Die Insel, welche die armen Wilden mit ihrer Zeichensprache meinten, war Cuba, und kaum hatte Columbus den alten Kanal bei Puerto del Principe erreicht, als die Schönheit der grünen Inselgruppen, die sich seinen Blicken darboten, vor seine Einbildungskraft das Bild „der unzähligen Eilande, die wir auf unsern Karten im äußersten Osten wahrnehmen“, zauberte. „Ich glaube“, trug er in sein Tagebuch ein, „daß diese kleinen Gruppen an Gewürzen und Edelsteinen reich sind, und daß ihre Zahl gegen Süden zunimmt.“ Auf Cuba überzeugte er sich nun freilich, daß hier Zipangu nicht sei, und übertrug den Namen zugleich mit seinen hohen Erwartungen auf Hayti. An Zipangu lag ihm indessen weniger als an Kathai, und er hielt fortwährend Dolmetscher in Bereitschaft, die den Großhan der Tataren in arabischer, chaldäischer und hebräischer Sprache anreden sollten. Die feste Ueberzeugung, die zu Zipangu gehörenden Inseln gesehen zu haben, verließ ihn bis zu seinem Tode (1506) nicht. Ja noch 1534 wurde eine Weltkarte gezeichnet, die sich jetzt auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befindet, auf der fünf Grade westlich von Veragua „Zipangu, reich an Pfeffer und Gold“, eingezeichnet ist.

Siebenunddreißig Jahre nach dem Tode des großen Entdeckers gelangten die ersten Europäer nach dem wirklichen Japan. Widrige Winde verschlugen ein portugiesisches Schiff und trieben es an die bis dahin unbekannte Küste der Insel Kjusiu. Den Japanern war dieses Ereigniß ein so merkwürdiges und das Neußere der Fremden ein so auffallendes, daß sie beide durch Schrift und Bild verewigten. Von dem Gemälde, das ihre Künstler aufnehmen mußten, ist uns nichts bekannt, der Bericht in den japanischen Jahrbüchern lautet nach Siebold's Uebersetzung: „Unter dem Mikado Konara und dem Siogun Jose Faro, im zwölften Jahre des Nengo Tenbun, am zweiundzwanzigsten Tage des achten Monats (im Oktober 1543) landete ein fremdes Schiff bei Tanega Sima, in der Nähe von Kura in der entfernten Provinz Nisimura. Die Schiffsmannschaft, die aus ungefähr 200 Personen bestand, hatte ein sonderbares Neußere, die Sprache der Fremden war unverständlich, und Niemand wußte etwas von ihnen und von ihrem Vaterlande. Am Bord war ein Chinese Namens Gohu, der das Schreiben erlernt hatte, und von ihm erfuhr man, daß das Schiff den Nanban (Barbaren des Südens) gehöre. Am sechsundzwanzigsten Tage des Monats führte man die Fremden in den Hafen Aki-oki im Nordwesten der Insel, und Toki Taka, Statthalter von Tsu-syu-zu als Dolmetscher diente. Am Bord des Schiffes der Nanban waren zwei Befehlshaber, Mora Syukia und Krista Muta. Sie trugen Gewehre und machten die Japaner zuerst mit dieser Waffenart und mit der Bereitung des Schießpulvers bekannt.“ Die Portugiesen, deren Namen die japanischen Jahrbücher in verstümmelter Form wiedergeben, hießen Antonio Mota und Francesco Zeimoto. Zwei Jahre später besuchte ein dritter Portugiese die Insel, Fernan Mendez Pinto, der aber bei seinen Zeitgenossen als Lügner verrufen war, so daß seine Erzählungen keinen Glauben fanden. Sie haben sich indessen größtentheils bestätigt.

Die Japaner legten den Portugiesen keine Hindernisse in den Weg und gewährten vielmehr allen, welche kamen, die gastfreundlichste Aufnahme. Der Handel kam mächtig in Schwung, und die Portugiesen verdienten dabei hundert Procent. Wie der alte ehrliche Kämpfer versichert, führten sie jährlich allein an Gold 300 Tonnen, die Tonne im Werth von 57,000 Thalern, mit sich fort. Im Jahre 1636, als ihr Handel schon sehr abgenommen hatte, verschifften sie von Nagasaki noch 2350 Kisten Silber oder einen Werth von 2,350,000 Taels (der Tael = 28 Silbergroschen). Portugiesische Händler verheiratheten sich vielfach mit reichen Japanerinnen, so daß in den Hafenstädten der Unterschied zwischen Einheimischen und Ausländern zu verschwinden anfing. „Wäre der Handel so fortgegangen“, sagt Kämpfer, „so würden Goa und Makao, die beiden portugiesischen Stapelplätze östlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung, zu einem Reichthum gelangt sein, wie ihn Jerusalem in Salomo's Zeit besaß.“

Den Kaufleuten folgten die Glaubensboten auf dem Fuße. Ein junger Japaner Homjiro hatte 1549 aus seinem Vaterlande flüchten müssen und war in Goa zum Christenthum bekehrt worden. Als er zurückkehrte, begleitete ihn Franz Xaver, der Mitbegründer des Jesuitenordens. Dieser wahrhaft bedeutende Mann, der eben so viel Talent als Muth besaß, gewann durch seine große Demuth, sein tugendhaftes Leben, seine Uneigennützigkeit und seine Freigebigkeit gegen Arme und Kranke die Herzen der Japaner. Die Bekehrungen erfolgten zu Tausenden, und nicht blos Bungo, wo die Portugiesen ihre Niederlassungen hatten, sondern auch die übrigen Provinzen bevölkerten sich mit Christen. Die ersten Glaubensboten wissen in ihren Briefen und Schriften die Gelehrigkeit und die günstige Stimmung der Landesbewohner nicht genug zu rühmen. „Wenn ich von den Japanern spreche“, sagt Franz Xaver, „kann ich nicht wieder aufhören. Sie sind das Entzücken meines Herzens.“ Als er 1551 Japan verließ, um schon im nächsten Jahre in China am Perlfusse, nicht weit von Makao, zu sterben, schien das Werk der Bekehrung gesichert zu sein.

Diese günstigen Verhältnisse änderten sich bald, und zwar durch die Schuld der Glaubensboten selbst. Den klugen Jesuiten drängten sich ungestümere Orden nach, Dominikaner, Augustiner und Franziskaner. Nicht genug, daß diese roheren Mönche wie Fanatiker bekehrten, gaben sie durch ihren Hochmuth, ihre Prachtliebe und ihre Goldgier täglichen Anstoß. Selbst die einheimischen Christen führten über sie Klage. Im Jahre 1596 kam ein Fall von geistlichem Hochmuth vor, der fast wie ein Majestätsverbrechen betrachtet wurde. Ein Bischof, der einem Staatsrath auf der Landstraße begegnete, verließ seine Sänfte nicht und machte sich dadurch des größten Verstoßes gegen die Etikette schuldig. Die Klage des Beleidigten gelangte bis zum Kaiser, der bereits Beschränkungen der übermüthigen Christen angeordnet hatte und nun noch mehr erbittert wurde.

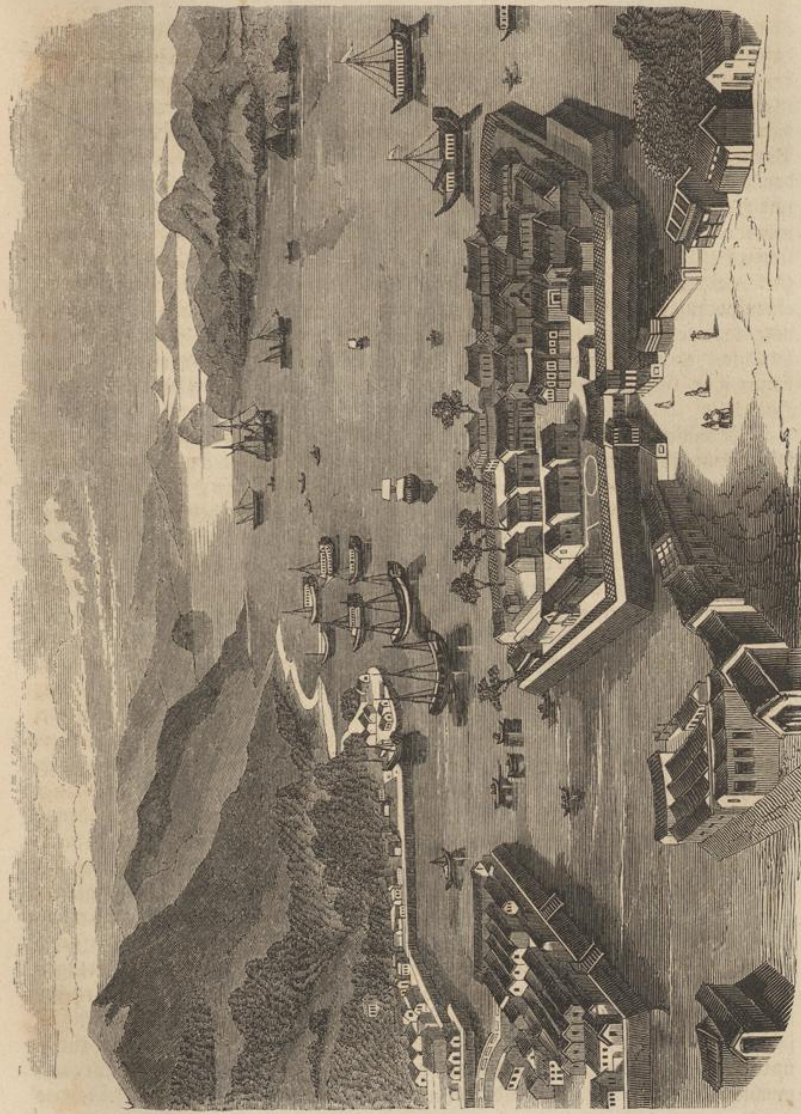
Die Einmischung der Portugiesen in die innern Angelegenheiten beschleunigte ihren Untergang. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts saß Taikō Sama, ein energischer und kluger Mann, auf dem Throne der Sioguns. Er ist es, der die Würde des Mikado zu einem Schatten gemacht und durch die Unterdrückung der

Lehnsherrn den Grund zu dem jetzigen System gelegt hat. Als er starb (1598), hinterließ er als Erben seines Throns einen sechsjährigen Knaben Hyde Yori, den er, um ihm die Herrschaft zu sichern, mit einer Enkelin Iyeyas', des mächtigen Fürsten von Mikawa, verlobt hatte. Nach dem Tode Taiko Sama's griffen die Fürsten zu den Waffen, um ihre alte Macht wieder zu erlangen, und Iyeyas benutzte diese Wirren, die Würde des Siogun zu erlangen. Er führte gegen den rechtmäßigen Thronerben offenen Krieg, und die Jesuiten und ihre Zöglinge nahmen sämmtlich für den letztern Partei. Sie hofften nicht ohne Grund, daß er zum Christenthum übergehen werde. Zum Unglück für sie erlag Hyde Yori und verlor 1516 seine letzte Festung Dhosaka, mit ihr wahrscheinlich sein Leben.

Der siegreiche Iyeyas richtete seine Macht gegen Alles, was in Japan noch Unabhängigkeit besaß, und in erster Linie gegen die Christen. Die Verfolgungen, denen diese Unglücklichen ausgesetzt wurden, trugen einen politischen Charakter, und mit so beispielloser Grausamkeit man gegen sie wüthete, zeigte man auf der andern Seite eine gewisse Mäßigung. Während die japanischen Christen zu Tausenden gefoltert, enthauptet, gehängt, gekreuzigt, in siedende Teiche gestürzt wurden, verbannte man die fremden Priester bloß und ließ die portugiesischen Kaufleute ihren Handel, wenn auch in beschränkter Weise, fortführen. Früher hatte ihnen das ganze Reich offen gestanden, jetzt beschränkte man sie auf Desima, eine künstliche Insel im Hafen von Nagasaki, die man eigends für sie baute. Daß sie bald darauf ganz vertrieben wurden, bewirkten die Holländer.

Ein Engländer, Wilhelm Adams, führte das erste niederländische Schiff nach Japan. Er befand sich als Lootse am Bord des Admiralschiffs einer kleinen Flotte von fünf Segeln, die am 24. Juni 1598 vom Terel auslief. Eine Fahrt um das Kap Horn hatte damals Schrecken, die ein heutiger Seemann kaum begreift. Man hatte schlechte Schiffe und schlechte Nahrungsmittel, kannte weder die Strömungen noch die Winde jener unwirthlichen Breiten und wurde vom Scorbut, der Pest des Meeres, verfolgt. Jene Flotte hatte eine besonders unglückliche Fahrt. Noch ehe sie die Südspitze von Amerika erreichte, brach der Scorbut aus und raffte den Admiral nebst einer Menge von Offizieren und Matrosen hinweg. In der Magellansstraße, wo man in Folge der Unwissenheit des neuen Befehlshabers einen fürchterlichen, sechs Monate langen Winter verlebte, tödteten Scorbut und Hunger noch mehr Menschen. Wieder neue Opfer forderte die Südsee, auf deren Inseln man in Hinterhalte der Wilden gerieth. Zuletzt war noch ein einziges Schiff übrig, und als dieses nach unendlichen Leiden am 12. April 1600 einen Hafen der japanischen Provinz Bungo erreichte, hatten nur noch fünf Mann so viel Kraft, daß sie Dienst zu thun vermochten. Auch diese bemitleidenswerthen Ueberreste einer zahlreichen Mannschaft suchten die Portugiesen ins Verderben zu stürzen, indem sie den Japanern einflüsteren, die Holländer seien keine Kaufleute, sondern Seeräuber, die auf nichts als Plünderung ausgingen.

Um die folgenden Scenen im rechten Licht zu sehen, muß man sich an den wüthenden Glaubenshaß der Zeit, an den Zustand der Niederlande gegen Philipp II. und an die spanisch-portugiesischen Ansprüche auf Alleinherrschaft



Nagasaki.

in den neu entdeckten Meeren erinnern. Papst Alexander VI. hatte entschieden, daß alle Meere und Länder im Westen einer Linie, die 370 Seemeilen westlich von den Azoren und den Inseln des grünen Vorgebirges gezogen wurde, den Spaniern, alle östlich gelegenen Gebiete den Portugiesen gehören sollten. Der Papst war für die katholische Welt die höchste Autorität, und sowol die Spanier als die Portugiesen gründeten auf diesen Ausspruch ein unbestreitbares Recht, alle fremden Völker vom Verkehr in den fernen Meeren auszuschließen. Die Engländer und Holländer achteten den Ausspruch des Papstes nicht und suchten an dem gewinnbringenden Handel der indischen Meere Theil zu nehmen. Da sie einer feindseligen Behandlung gewiß waren, so bewaffneten sie ihre Schiffe und ließen sie in Geschwadern segeln. Da traf es sich nun häufig, daß ein Engländer oder Holländer einen portugiesischen oder spanischen Rauffahrer, dem er auf offenem Meere begegnete, kaperte und auf diese Weise reiche Waaren gegen ein paar Kanonenschüsse eintauschte. Ihrerseits verfuhr die Spanier und Portugiesen ohne alle Schonung, denn ihre Gegner waren Ketzer und betrieben einen vom Papst verbotenen Handel.

Trotz der Gegenbemühungen der Portugiesen faßten die Holländer in Japan festen Fuß und erhielten die Erlaubniß, im ganzen Reiche Handel zu treiben. Wilhelm Adams gelangte am Hofe zu Jeddo in große Gunst, unterrichtete den Kaiser in der Mathematik und baute für ihn zwei Schiffe. Er beschreibt seine Lage auf folgende Weise: „Für die Geschäfte, die ich übernommen habe und täglich zu besorgen fortfahre, denn ich stehe im Dienst des Kaisers, hat er mir ein Lehn gegeben, so groß wie eine Herrschaft in England, mit achtzig bis neunzig Ackerleuten, die gleichsam meine Diener und Sklaven sind. So etwas ist hier nie erlebt worden. So hat Gott nach großem Glend für mich gesorgt; sein Name sei ewig gepriesen. Amen.“ Glücklich fühlte sich der arme Mann nicht, denn er hatte in England eine junge Frau und zwei Kinder zurückgelassen, die er zärtlich liebte. Als er hörte, daß die Küste von Malabar von englischen Schiffen besucht werde, richtete er an seine „unbekannten Freunde und Landsleute“ ein Schreiben, in dem er sie bat, den eingeschlossenen Brief an seine Frau zu besorgen. Der Brief kam wirklich nach England, ob er aber an seine Adresse abgegeben wurde, ist unbekannt geblieben. So viel ist gewiß, daß Wilhelm Adams die Seinigen nie wiedersah und zu Firato (Firando) 1620 nach zwanzigjährigem Aufenthalt in Japan starb.

In den Jahren 1609 und 1611 landeten wieder holländische Schiffe und der Verkehr wurde zu einem regelmäßigen. Die Eifersüchteleien und Feindseligkeiten zwischen Portugiesen und Holländern hörten nicht mehr auf. Einst kaperte ein holländisches Schiff ein portugiesisches, auf dem sich ein Brief eines vornehmen Japaners fand, der hochverrätherischen Inhalts war. Der Brief — nach den portugiesischen Berichten wäre er ein untergeschobener gewesen — wurde in Jeddo übergeben und rief eine neue Christenverfolgung hervor. In ihrer Verzweiflung zogen sich die japanischen Christen in das alte Schloß Simabara auf der Küste von Arima zurück und leisteten dort, 40,000 an Zahl, den hartnäckigsten Widerstand. Der Kaiser vermochte sie nicht zu besiegen und forderte von den Holländern Hülfe. Bei Firato

lagen eben mehrere holländische Schiffe, die augenblicklich unter Segel gingen, als ihre Führer hörten, daß sie christlichen Brüdern den Untergang bereiten sollten. Gines blieb aber und dieses stellte der holländische Handelsvorsteher Koekebaker dem Kaiser zur Verfügung. Vor den holländischen Geschützen, die zu Lande und zur See donnerten, sanken die alten Mauern von Simabara in den Staub. Als es sich ergab, waren noch 37,000 Christen am Leben, und diese wurden an einem einzigen Tage hingerichtet (12. April 1638). Zwei Jahre lang wüthete man gegen die Christen, die hier und da im Verborgenen lebten, mit ausgefuchter Grausamkeit. Kämpfer bezeugt, daß alle freudig in den Tod gingen und durch ihre Standhaftigkeit selbst bei ihren Henkern Bewunderung erregten. Zuletzt ermattete die Wuth, und die letzten Ueberlebenden wurden nicht hingerichtet, sondern auf so lange, als sie ihrem Glauben treu blieben, zur Gefangenschaft verurtheilt. Man führte sie zuweilen vor den Richter, um sie zu fragen, ob sie zum Landesglauben zurückkehren wollten, aber alle blieben dem Christenthum treu. Das war das Nachspiel des blutigen Trauerspiels, das sich durch vierzig Jahre, von 1600 — 1640, fortgesetzt hatte.

Die Portugiesen hatte man 1639 von Desima vertrieben. Im nächsten Jahre machte der Statthalter von Makao einen Versuch, die alten Handelsbeziehungen wieder anzuknüpfen. Er schickte zwei Gesandte mit einem Gefolge von zwei- und siebenzig Menschen nach Japan. Da das Schiff durchaus keine Waaren mitnahm, so hätte es unter dem Schutz des Völkerrechts stehen sollen. Die Japaner sahen in den Gesandten Späher und übergaben sie nebst ihren Leuten dem Henker. Dreizehn der niedrigsten Diener wurden verschont, damit sie in Makao erzählten, welches Schicksal ihre Gefährten getroffen habe. „Sagt euren Landsleuten“, waren die letzten Worte der japanischen Beamten an sie, „daß nie wieder ein Portugiese, so lange die Sonne die Welt erleuchtet, mit Japan handeln soll. Jeder, der unsere Küste betritt, wird hingerichtet werden, und käme der König von Portugal oder der Christen Gott, so würde er eben so behandelt werden.“ Die Botschaft wurde nie ausgerichtet. Die portugiesischen Diener verstanden sich nicht auf die Schifffahrt und man hat von ihnen nichts wieder gehört. Vielleicht haben die Wellen ihr Fahrzeug verschlungen, vielleicht sind sie, rathlos auf dem Meere treibend, dem Hunger erlegen.

Die Holländer erhielten für ihre geleistete Hülfe schlechten Dank. Man vertrieb sie von Firato, wo sie sich ein prächtiges Haus erbaut hatten, und beschränkte sie auf Desima. Wir bemerkten schon, daß diese künstliche Insel im Hafen von Nagasaki liegt, der Stadt gegenüber. Sie hat die Gestalt eines Fächers ohne Griff und erhebt sich nicht höher als sechs Fuß über den höchsten Wasserstand des Meers. Sie ist im Süden 624, im Norden 516 rheinische Fuß lang und mißt von Osten gegen Westen 216 Fuß. Nagasaki wurde für den einzigen Hafen erklärt, in dem die zugelassenen Fremden, das heißt die Holländer und die Chinesen, künftig Zutritt finden würden. Die Chinesen fanden in der Stadt selbst, in einem besondern Quartier, Aufnahme. Das während der Christenverfolgungen ergangene Verbot für alle Japaner, mit dem Auslande Handel zu treiben, wurde wiederholt und verschärft. Auf allen

Bergen baute man Wachhäuser und besetzte sie mit Soldaten. Segelte ein fremdes Schiff gegen die Küste heran, so loderten auf allen Höhen Lärmfeuer empor, und in weniger als 24 Stunden war die Nachricht, daß die Sicherheit des Reichs bedroht sei, in Jeddo. Indem man diese Sicherheitsmaßregeln gegen außen ergriff, gab man zuletzt dem System einer Alles beaufsichtigenden, jede Gewalt, jeden Stand, jede kräftige Lebensäußerung in Schranken einengenden Regierung, das wir im vorigen Abschnitt geschildert haben, seine letzte Vollendung. Von dieser Zeit an war Japan ruhig und in gewisser Beziehung glücklich. „Die Abschließung des Landes“, sagt Kämpfer, „zwang die Eingeborenen, die Mehrzahl der Gegenstände, welche ihnen früher die fremde Industrie geliefert hatte, selbst herzustellen. Zudem es sich in den Künsten vervollkommnete und den Boden seines Vaterlandes durchsuchte, fand dieses verständige Volk bald Mittel und Stoffe, welche ihm erlaubten, die hauptsächlichsten Erzeugnisse des Auslandes zu ersetzen. Die Rohstoffe des Landes stiegen in dem Maße an Werth, als man der fremden Waaren entbehren lernte. Der Ackerbau und die Gewerbe machten merklliche Fortschritte. Das Land erzeugte Baumwolle, Zucker, Färbestoffe und Arzneiwaaren selbst und in wachsenden Mengen. Von allen Seiten brachten arbeitssame Hände Stoffe, Werkzeuge und Luxusgegenstände herbei, welche mit denen, die Japan früher aus fernem Ländern bezogen hatte, wetteiferten. Dieses Reich, das sich über fünfzehn Breitengrade ausdehnt, umfaßt so verschiedene Klimate, daß fast alle Provinzen eigenthümliche Waaren von vortrefflicher Beschaffenheit besitzen, und dieser Umstand erleichtert den Binnenhandel sehr und verleiht ihm eine Wichtigkeit, welche in andern Ländern unbekannt ist.“

Die Holländer durften anfänglich drei bis vier Schiffe jährlich schicken. Später wurde die Zahl auf zwei herbeigesezt, und in diesen bescheidenen Schranken ist ihr Handel bis auf die neueste Zeit geblieben. Der Ausgangspunkt dieser Schiffe war Batavia und dorthin gingen sie auch bei der Rückfahrt. Sie brachten rohe Seide, seidene, baumwollene und wollene Zeuge aus China, Bengalen und Persien, europäische Tuche, Farbehölzer, verschiedene Felle und Häute, Corvuan und gewöhnliches Leder, Büffelhörner, Wachs, Zucker, Pfeffer, Nelken und Muskatnüsse, Sandelholz, Quecksilber, Blei, Salpeter, Alaun, Borax, Zinnober, Safran, Bisam, Benzoe, Gummilack, eingemachte Früchte, einige Arzneiwaaren, Bleistifte und Röthel, Nähnadeln, Brillen, Spiegel und große feine Pokale, Bernstein, echte und nachgemachte Korallen, schöne Vögel und andere ausländische Seltenheiten. Was sie dafür holten, war feines und grobes Kupfer, im Anfang jährlich 12 — 20,000 Pikols im Gewicht von 120 deutschen Zoltpfund, Kampfer, 6 — 12,000 Pfund, einige hundert Ballen Porzellan, lackirte Sachen, Thierhörner, Fischhäute, Saki, ein Getränk von Reis, das bald mit Wein, bald mit Bier verglichen wird, Soja, eine aus einer Bohnenart bereite Brühe, Tabak, etwas Thee und Conditornaaren. Ueber den Ertrag dieses Handels äußert Kämpfer: „Unser Gewinn mag ein Jahr ins andere gerechnet ungefähr auf sechzig vom Hundert steigen. Zieht man hiervon die Abgaben und Unkosten bei unserm Markte ab, so bleibt nicht viel über vierzig oder fünfundvierzig vom Hundert reiner

Gewinn übrig, was für eine Handelsgesellschaft, die in Ostindien so erstaunlichen Aufwand machen muß, wenig sagen will. Daher wäre es nicht einmal der Mühe werth, diese Handlung fortzutreiben, wofern nicht die japanischen Landeswaaren, absonderlich das feine Kupfer, eben so viel, ja noch etwas darüber eintrügen. Es mag also der völlige Gewinn auf achtzig bis neunzig vom Hundert steigen. Nebstdem sind auch die Unkosten nicht ein Jahr so groß wie das andere.“

Im Jahre 1671 hatte der Handel Hollands mit Japan seinen höchsten Stand erreicht. Die Japaner wurden jetzt unruhig, daß man ihnen zu viele Werthe entführen möge, fügten zu dem Verbot der Goldausfuhr auch das der Silberausfuhr und beschränkten die Ausfuhr von Kupfer. Von da an bis zum Jahre 1743 verminderte sich der Handel mit Holland fortwährend, und wenn er auch von 1744—1755 einen neuen Aufschwung nahm, so kehrte das alte ungünstige Verhältniß doch bald wieder. Der Gewinn schwand zusammen, und zwar besonders dadurch, daß sich die Holländer willkürliche Preise für die Hauptausfuhr, namentlich für das Kupfer, gefallen ließen. Daß sie zu schmuggeln versuchten, zog ihnen neue Demüthigungen zu. Man sagte ihnen gerade heraus, man habe nichts dagegen, wenn sie gingen und nicht wiederkämen, aber sie blieben, weil sie doch immer noch etwas verdienten.

Die Chinesen durften anfänglich siebenzig Dschonken nach Japan schicken, die zur Zeit eines der drei Märkte, welche im Frühling, Sommer und Herbst abgehalten wurden, eintreffen mußten. Verspätete sich ein Schiff, so zwang man es umzukehren, ohne daß es seine Waaren ausladen durfte. Von China kamen alle Gattungen seidener und wollener Zeuge, rohe Seide, Zucker, Galmei, Terpentin, Gummi, Myrrhen, Adlerholz, Ginseng, eine für außerordentlich kräftigend geltende Wurzel von Korea und der Mandschurei, Arzneiwaaren und viele Bücher. Die Japaner gaben den Chinesen dafür Kupfer, Firniß, lackirte Geräthschaften, eingesalzene Fische und Trepang, ein Thier aus dem Geschlecht der Holothurien, das getrocknet wie eine Wurst aussieht und von den Chinesen gierig gekauft wird, weil sie es als Liebesmittel brauchen. Später setzte man die chinesischen Dschonken auf sieben herunter, denen in jedem Jahr zwei Fahrten zwischen China und Japan gestattet waren. Die alten Dschonken müssen kleiner gewesen sein als die neuen, denn der zuverlässige Kämpfer giebt den Werth der Waaren, welche die siebenzig Schiffe der Chinesen zu seiner Zeit brachten und holten, auf 320,000 Taels (300,000 Thaler) an, und der Werth des Umsatzes der sieben chinesischen Dschonken der letzten Zeit betrug 160,000 Thaler.

Auf Desima lebten die Holländer wie gefangen. Die Insel war nach allen Seiten hin abgesperrt, denn rings um sie lief eine Mauer, die bloß zwei Thore hatte, ein Landthor und ein Wasserthor. Das letztere wurde nur dann geöffnet, wenn ein Schiff Waaren einnahm oder auslud. An dem Thore nach der Stadt zu, in die man über eine schmale Brücke gelangte, standen fortwährend Wachen, welche keinen Holländer herausließen, der nicht mit einem Erlaubnißschein der japanischen Behörde versehen war. Machte einer der Gefangenen einen Ausflüg in die

Stadt, so wurde er regelmäßig von Aufsehern und japanischen Dienern begleitet, welche keinen andern als den erlaubten Verkehr gestatteten. Er hatte auf diese Weise ein Gefolge von mindestens 25 — 30 Personen, ungerechnet die zahlreiche Gassenjugend, die mit dem lauten Geschrei: Horanda! Horanda! (Holländer) freiwillig folgte. Er mußte überdies alle seine Begleiter und Diejenigen, welche

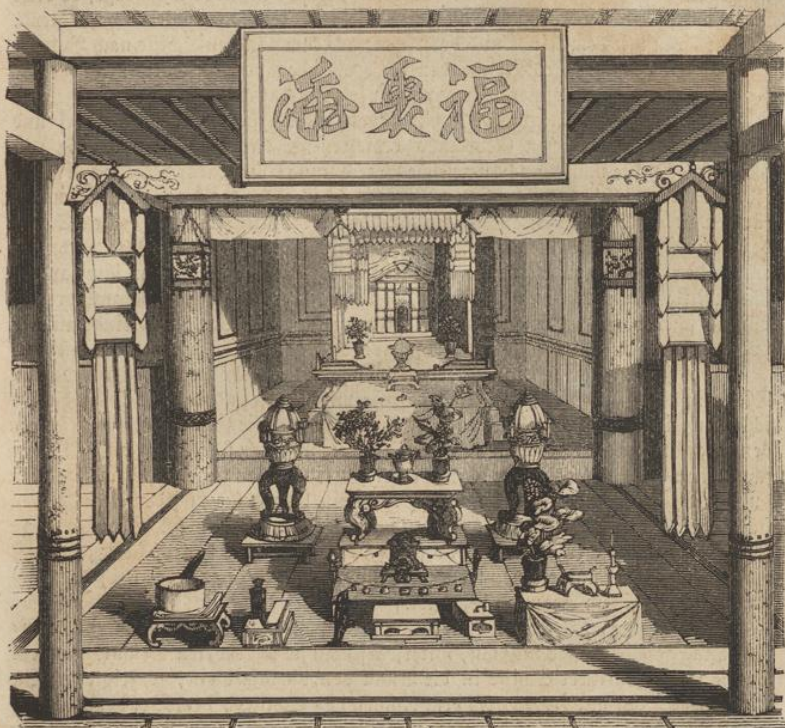


Ein buddhistischer Tempel.

unterwegs von ihnen eingeladen wurden, freihalten. Dafür sah er immer Dasselbe, einige Straßen, ein paar Theehäuser, die in Japan der Aufenthalt von feilen Mädchen sind, und einen oder zwei buddhistische Tempel. Wenn auch die Bauart eines solchen Tempels merkwürdig genug ist, wie unsere Abbildungen zeigen, so lohnten sie doch wahrlich die großen Kosten eines solchen Besuches nicht. Benutzte der Holländer sein Recht, in das Innere einzutreten, um dort eine Erfrischung einzunehmen, so sah er, was er schon viele Male gesehen. Abwechslung

bot sich nur bei den allerdings häufigen Gelegenheiten, wenn in der Stadt ein Fest gefeiert wurde.

Auf ihrer Insel selbst hatten die Holländer nichts als eine ziemlich breite Straße, zwei Gärten und einige Gebäude von Holz. Die japanischen Fahrzeuge, welche die Bucht unaufhörlich durchfuhren, wurden von Desima durch ein Pfahl-



Das Innere eines buddhistischen Tempels.

werk fern gehalten. Die Aussicht in die Ferne war allerdings eine prächtige, denn man sah an den Ufern grüne Hügel, Wälder von majestätischen Eichen, Cedern und Lorbeerern, Tempel, und reizenden Gebüsch umgeben, hübsche Landhäuser, weiter unten die Klippen des steilen Ufers und hoch oben über Allem vulkanische Berggipfel.

In den letzten Jahren bestand diese einsame Kolonie aus nicht mehr als sechs Europäern, nämlich einem Handelsvorsteher, einem Buchhalter, drei Gehülfen

und einem Markthelfer. Wer nicht des Handels wegen nöthig war, wurde in Desima nicht zugelassen. In den wenigen Fällen, wo holländische Beamte oder Offiziere aus Wißbegierde der Langenweile einer mehrjährigen Abgeschlossenheit sich unterwerfen wollten, mußten sie Handelsverrichtungen übernehmen, um nicht abgewiesen zu werden. Als ein neuer Handelsvorsteher seine junge Frau, ein neugebornes Kind und eine Amme mitbrachte, wurde in Jeddo angefragt, ob diese Neuerung geduldet werden solle, und die Antwort lautete so entschieden verneinend, daß die Frau mit dem Kinde und der Amme auf dem nächsten Schiffe nach Batavia zurückgehen mußte. Bedient wurden die Holländer von Japanern, welche die Insel jeden Tag bei Sonnenuntergang zu verlassen hatten. Ihre Bedürfnisse oder ihre Waaren selbst einzukaufen, war ihnen nicht gestattet. Ihre Möbel und alle Artikel des täglichen Gebrauchs erhielten sie durch die Vermittlung von Mäklern, für die man die portugiesische Bezeichnung Comprador beibehalten hatte. Ihre Waaren mußten sie japanischen Beamten übergeben, welche sie verkauften und für den Erlös die Waaren anschafften, aus denen die Rückfracht der beiden Schiffe bestehen sollte. Durch diese Beamten wurden auch die Mäkler bezahlt. Rechnung wurde den Holländern abgelegt, aber kein Beleg hinzugefügt, denn ihre japanischen Mittelsteute waren nicht ihnen, sondern ihrer Regierung verantwortlich. Wie es scheint, ging die japanische Regierung bei allen Verkäufen einheimischer Waaren von dem Grundsatz aus, daß dabei 50 Procent verdient werden mußten.

Das japanische Mißtrauen forderte von jedem eingebornen Diener und jeder Dienerin der Holländer einen Eid, daß sie mit den Fremden keine Freundschaft schließen, ihnen keine Besehrung über die Sprache, die Geseze und Gebräuche, den Glauben und die Geschichte Japans geben und sich überhaupt auf Das beschränken wollten, was in der Natur ihrer Verrichtungen liege. Andere Japaner durften die Insel nur mit besonderer Erlaubniß betreten. Zu jeder Stunde war städtische Polizei anwesend, die von Tag zu Tag abgelöst wurde. Die übergroße Zahl der Dolmetscher, 60 — 70 für sechs Holländer, läßt darauf schließen, daß viele Kundschafter unter ihnen waren. Dennoch wurden diese Leute bei jeder Verhandlung von einem Beamten begleitet.

Nicht genug, daß die Holländer sich diese peinliche Absperrung und Beaufsichtigung gefallen lassen mußten, unterwarf man sie unerhörten Demüthigungen. Kaum lief eines ihrer Schiffe in die Bucht von Nagasaki ein, so zeigte sich ein japanisches Boot und fragte nach dem Namen des Schiffes, dem Ort der Abfahrt, der Zahl und den Namen der Mannschaft. Während die Japaner die Befehle des Statthalters einholten, durfte das Schiff seinen Platz nicht verlassen, wenn es nicht als feindlich behandelt werden wollte. Inzwischen verschloß der Schiffsführer alle Bibeln, Gebetbücher und frommen Bilder, mit einem Worte Alles, was zu dem Christenthum in naher oder ferner Beziehung stand, in eine Kiste. Bald darauf erschien ein zweites Boot, welches Geißeln verlangte und sie ans Land führte. Die nächste Förmlichkeit bestand in einer sorgfältigen Untersuchung, ob das Schiff wirklich zu den beiden Fahrzeugen gehöre, denen der Handel mit Japan gestattet sei. Zeigte sich das Gegentheil, so mußte es die Rheede auf der



Simonscheki.

Steger, Japan.

Stelle verlassen. Hatte es eine Beschädigung erlitten, oder mangelte es ihm an Holz, an Wasser, an Lebensmitteln, so lieferte man ihm alles Nöthige, und zwar unentgeltlich, um dadurch anzudeuten, wie unerschütterlich man entschlossen sei, sich in keinen Handel einzulassen. Hatte man dagegen erkannt, daß das Schiff zum Handel berechtigt sei, so ließ man es zum Verkehr mit der Faktorei zu, nachdem man die Kiste mit den Bibeln nebst allem Schießbedarf, allen Geschützen und kleinern Waffen weggenommen hatte. Diese Gegenstände wurden erst bei der Abfahrt zurückgestellt. Beim Landen wurden alle Holländer, den Handelsvorsteher allein ausgenommen, am ganzen Leibe untersucht, ob sie verbotene Waaren bei sich trügen. Diese Demüthigung hatten sich die Holländer selbst zugezogen, da ihnen verschiedene Schmuggelversuche nachgewiesen worden waren.

Im Verkehr mit den Behörden behandelte man den Handelsvorsteher nach der Landesitte. Wir haben gesehen, in welcher geringen Achtung die japanischen Kaufleute stehen, und dies übertrug sich auf ihre holländischen Berufsgenossen. Lassen wir Alles unberücksichtigt, was nicht ganz erwiesen ist, so bleibt noch genug, was die Lage der Holländer als eine sehr demüthige erscheinen läßt. Dem Handelsvorsteher allein war das Tragen eines Degens (eines einzigen, während der höhere Rang in Japan durch zwei Degen angedeutet wird) gestattet, und auch er durfte die Ehrenwaffe nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten umgürten. Machten der erste Polizeibeamte und der erste Bürgermeister der Stadt einen amtlichen Besuch, so hatte der Handelsvorsteher sich dreimal so tief zu verbeugen, daß seine Stirn den Boden berührte, und dieser Gruß wurde nicht einmal durch ein leichtes Kopfnicken erwidert. Niemals richtete einer dieser Beamten das Wort unmittelbar an den Holländer, wie es in Japan unter Gleichgestellten Sitte ist. Es kam einige Male vor, daß ein Handelsvorsteher, der die Landessprache verstand, die Beamten anzureden wagte. In jedem solchen Falle stellten sie sich, als ob sie seine Worte nicht hörten, und setzten die Unterredung durch Dolmetscher fort.

Etwa ein Jahrhundert lang war es Sitte, daß eine holländische Gesandtschaft alljährlich nach Jeddo ging, um dem Sogun Geschenke, nach japanischer Auffassung einen Tribut, zu überbringen. Als der Handel zwischen Batavia und Japan abnahm, wurden diese kostspieligen Reisen seltener, und seit 1792 fanden sie nur noch alle vier Jahre statt. Die Geschenke mußten aber nach wie vor jedes Jahr übersandt werden. In der spätern Zeit bestand die Gesandtschaft nur aus drei Personen, dem Handelsvorsteher, seinem Sekretär und seinem Arzt. Um so zahlreicher war die japanische Begleitung und das Gefolge. Beamte aller Grade gingen etwa 35 mit, und die Zahl der ganzen Reisegesellschaft pflegte aus mehr als 200 Personen zu bestehen. Dafür war das Gepäc der Holländer, das häufig von Lastträgern getragen werden mußte, auch ungewöhnlich groß. Außer den Gegenständen, die einem Reisenden in Europa unentbehrlich sind, versahen sie sich mit Tischen, Stühlen, Tafel- und Küchengefähr, mit Wein, Eiern, Käse, Butter und andern Artikeln, die man in Japan nicht findet, mit den Geschenken für den Sogun und dessen höchste Beamte, endlich mit einer Unmasse von Zuckerwerk,

Gebäckem und Likören, womit sie vornehme Besucher bewirthen mußten. Allerdings gingen viele dieser Sachen zu Meer bis zu einem Hafen der Insel Nippon, aber von dort aus wurden sie zu Lande weiter geschafft.

Auf dieser Reise wurden die Holländer mit der größten Achtung behandelt, weil man sie als Gäste des Siogun betrachtete und deshalb zu den Vornehmsten des Landes zählte. Man gab dem Handelsvorsteher eine Sänfte ersten Ranges und brachte ihn und seine Gefährten Nachts in Wirthshäusern unter, die zur Auf-



Eine Straße in Japan (nach Siebold).

nahme der Fürsten und Statthalter eingerichtet waren. Alle Vorübergehenden warfen sich vor ihnen in den Staub nieder oder kehrten ihnen den Rücken zu, weil sie unwürdig seien, auf so vornehme Männer einen Blick zu werfen. Betraten sie eines der Lehnsfürstenthümer, so erwartete der Fürst sie an der Grenze und gab ihnen so lange das Geleit, als sie in seinen Besitzungen reisten. Schon in Nagasaki änderte sich bei der Abreise das Benehmen der Japaner, indem sie den Holländern in einem Tempel ein Abschiedsfest gaben.

Diese Huldigungsreisen nach Jeddo haben uns in den Besitz der wenigen

Kenntnisse über Japan gesetzt, die wir bis zur neuesten Zeit besaßen. Die Reise zerfiel in drei Theile und berührte eine Menge interessanter Punkte. Zuerst gingen die Reisenden zu Lande auf der Insel Kjusiu von Nagasaki bis Kokura. Nicht überall trafen sie hier solche gute Straßen, wie unser Bild eine vorführt, auf denen Wagen fahren konnten.

Oft genug mußte das Gepäck Thieren aufgeladen oder an Lastträger vertheilt werden. Von allem Merkwürdigen, was sie sahen, war den Holländern die Körperkraft dieser Männer das Unbegreiflichste. Sie machten mit ihrer schweren Last siebzehn Stunden des Tags, nahmen am Abend ein warmes Bad und waren am nächsten Morgen so frisch, als solle ihre Arbeit eben erst beginnen. Auf Kjusiu wie auf der ganzen Reise zu Lande war die Marschordnung unabänderlich dieselbe. Die Geschenke an den Siegun wurden vorangetragen, von Beamten umgeben, dann kam das Gepäck, weiterhin die Dienerschaft der Holländer, dann die Dolmetscher, der holländische Arzt, der gleichsam als Anhängel seinem Arzneikasten folgte, der Sekretär der Gesandtschaft und endlich der Gesandte selbst, worauf Beamte und japanische Diener den langen Zug schlossen.

In Kokura schiffte sich die Gesandtschaft ein, um nach Nippon zu segeln. Man berührte hierbei Simoneseki, die westlichste Seestadt von Nippon, die unsere Abbildung S. 49 vorführt.

Die Fahrt bot die angenehmste Abwechslung dar, denn bald fuhr man auf offenem Meer oder streifte dicht an einer Felsenküste hin, bald bewegte man sich zwischen Inselwärmen, die einen bunten Wechsel vom lachendsten Grün bis zur nacktesten Felsbildung darboten. Von Ohosaka bis Jeddo reiste man wieder zu Lande. Die ganze Reise nahm durchschnittlich einen Zeitraum von fünfzig Tagen in Anspruch.

Auf dem Wege von Ohosaka nach Jeddo berührte man Miako (Miako), die Residenz des geistlichen Kaisers von Japan. Es war hier ein Ruhetag gestattet, damit die Geschenke für den Mikado niedergelegt werden könnten, die auf der Rückreise übergeben werden sollten. Weiterhin gelangte man zum Fuji Jama, den unsere Leser bereits aus der Abbildung S. 5 kennen. Er ist so steil, daß man zu seiner Erstiegung drei Tage braucht; aber zum Hinunterkommen braucht man nur eben so viel Stunden, da man sich auf hölzerne Schlitten setzt, die im Winter auf dem Schnee, im Sommer auf dem Sande des glatten Abhangs pfeilschnell abwärts schießen. Den Japanern gilt der Fuji Jama für den Sitz des Gottes der Winde, und man sieht an seinem Fuße stets Pilger, die auf dem Gipfel opfern wollen. Eine zweite Merkwürdigkeit Japans folgt auf den schönen Berg in geringer Entfernung. Es ist der Fluß Dingawa, der wegen der durchsichtigen Reinheit seiner Wellen und der Schönheit seiner Ufer von den japanischen Dichtern hoch geachtet wird.

Die größte Angelegenheit des Aufenthalts in Jeddo war die Vorstellung bei Hofe. Während die Geschenke in den Palast getragen wurden, wies man der Gesandtschaft eine Wohnung an, bei deren Auswahl keine andere Rücksicht als die Leichtigkeit der Beaufsichtigung maßgebend gewesen war. In der Regel lag sie

im obersten Stockwerk eines Hintergebäudes, dessen sehr kleine Fenster auf einen dunkeln Hof hinauszgingen, und hatte unten und oben an der Treppe Thüren. Hier sollten die Holländer den Tag ihrer Vorstellung fern von jedem Verkehr mit Fremden erwarten. Ihre japanischen Begleiter wurden demselben Zwang unterworfen, allein die Aufsicht war nicht so streng, daß beide Theile nicht heimlich Besuche hätten machen und empfangen können. Wie es scheint, war die Absperrung nichts als eine Form der Etikette, und die Behörden waren zufrieden, wenn keine öffentliche Verletzung der Vorschrift stattfand.



Hofversammlung des Siegun (nach einer japanischen Zeichnung).

Kam endlich der große Tag der Vorstellung, so war Alles ängstlich darauf bedacht, daß nicht etwa ein Verstoß gegen eine der hundert Regeln begangen werde, die das Ceremoniel bis zur kleinsten Einzelheit hinab feststellten. Die Audienz selbst dauerte nicht länger als eine Minute. Man führte die Holländer in den Saal der hundert Matten, wo der ganze Hof des Siegun versammelt war. Wir verweisen auf das obenstehende Bild.

Den Kaiser selbst sah man nicht, weil man dem Saal eine solche Einrichtung gegeben hatte, daß auf die Stelle, wo er saß, kein Licht fiel. Man errieth den Ort aber an den holländischen Geschenken, die dem Thron gegenüber aufgestellt

waren. Sobald ein Hofbeamter: Kapitän Horanda! rief, mußte der Handelsaufseher sich auf Händen und Füßen gegen den unsichtbaren Monarchen hin bewegen, vor ihm den Boden mit der Stirn berühren und auf dieselbe Art, wie er gekommen war, zurückkriechen. Während dieser minutenlangen Scene wurde kein Wort gesprochen und man hörte nichts als das leise Gemurmel, durch das man in Japan seine Ehrfurcht zu erkennen giebt.

In frühern Zeiten folgte noch eine zweite Audienz, bei der die Holländer eine unbegreifliche Rolle spielten. Kämpfer, der im Jahre 1691 eine Gesandtschaft nach Jeddo begleitete, ist unser Gewährsmann für die folgende Erzählung. Man führte die Holländer in einen Saal, in welchem, hinter einer spanischen Wand mit Gitterfenstern verborgen, der Kaiser mit seinen Frauen und vielen Hofdamen sich befand. Nachdem sie, alle in einer Reihe, bei den Gitterfenstern des Kaisers kriechend und niederfallend vorübergezogen waren, richtete man alle die Fragen an sie, die den kaiserlichen Damen von ihrer Neugier eingegeben wurden. Was nun folgte, möge Kämpfer selbst erzählen: „Der Kaiser, der bisher ziemlich weit von uns geblieben war, näherte sich unserer Rechten und setzte sich so nahe wie möglich hinter die Gitterfenster. Er ließ uns darauf nach und nach befehlen, unsere Mäntel abzuziehen, aufgerichtet zu stehen, zu gehen, stille zu stehen, Complimente mit einander zu machen, zu springen, Trunkene vorzustellen, japanisch zu radebrechen, holländisch zu lesen, zu malen, zu singen, zu tanzen, unsere Mäntel umzunehmen und abzulegen. Wir bewerkstelligten diese Verordnungen, und ich fügte meinem Tanze ein verliebtes deutsches Liedchen zu. Auf diese Art und durch hundert andere Possen mußten wir unsere Geduld zur Belustigung des Kaisers und des Hofes üben. Die folgenden Tage“, fährt unser ehrlicher Deutscher fort, „brachte der Gesandte mit Besuchen bei den Ministern und vornehmsten Staatsräthen zu. Man empfing ihn überall sehr höflich durch die Intendanten und Sekretäre, die ihn mit Thee, Tabak und Confekt bewirtheten. Die Zimmer, wo man ihn hin führte, waren hinter den Schirmen und Gitterfenstern voll von Leuten, die sehr wünschten, daß die Holländer ihre lustigen Possen machen möchten. Ueberall erhielt man diese Gefälligkeit nicht, doch tanzten und sangen sie an einigen Orten, wo sie mit der Bewirthung zufrieden waren. Manchmal stieg ihnen das starke Getränk, das man sie etwas zu häufig trinken ließ, auch zu sehr in den Kopf.“ Zuletzt wollte es den Holländern doch scheinen, als sei es ihrer nicht so ganz würdig, den Großen zum Possenspiele zu dienen. „Wir sahen uns“, schließt Kämpfer seinen Bericht, „nicht als Kaufleute an, die nur des Handels wegen gekommen wären, sondern als Gesandte, denen man mit Ehrerbietigkeit begegnen sollte.“

Die Abreise der Holländer war immer ein Ereigniß für die ganze Stadt. Alles wollte sie noch einmal sehen, und man drängte sich so ungestüm um sie, daß die Wachen, obgleich sie rücksichtslos auf die Menge schlugen, kaum Platz zu schaffen vermochten. Die Rückreise erfolgte auf derselben Straße, auf der man gekommen war. Das Land bot indessen einen ganz andern Anblick dar, denn bei der Hinreise nach Jeddo, die im Februar angetreten wurde, trug es sein Winterkleid, und jetzt hatte es seinen schönsten Frühlings Schmuck angelegt. In Miyako wurde

ein längerer Halt gemacht, weil die Geschenke, die man dort zurückgelassen hatte, überreicht werden mußten. Der Ehre, den Mikado von Angesicht zu sehen oder auch nur seinen Palast zu betreten, wurden die Holländer nie gewürdigt. Sie übergaben ihre Geschenke an die Statthalter und erhielten dafür seidene Gewänder mit Silberstickereien. Auch in Dhosaka wurde länger als auf der Hinreise verweilt. Man zeigte den Holländern jetzt die Stadt und ließ sie an den Festeu Theil nehmen, die in Dhosaka häufiger als irgend wo sonst begangen werden. Beim Abschiede nahmen sie die Waaren mit, welche sie bestellt hatten, und versorgten sich mit Holzkohlen, da dieser Artikel in Nagasaki schwer zu bekommen ist. Mit einem feierlichen Empfange in Nagami, unfern von Nagasaki, schloß die Reise, und die Holländer waren wieder für vier Jahre Gefangene auf einer Zwerginsel.

In der Eintönigkeit dieses streng geregelten Verkehrs verfloß mehr als ein Jahrhundert, ohne daß von einem andern Volke ein energischer Versuch gemacht wurde, Zutritt in Japan zu erlangen. Die Engländer hatten vor der Vertreibung der Portugiesen, von 1613 — 1623 eine Faktorei in Firando besessen und durch einen günstigen Vertrag völlige Handelsfreiheit erlangt. Ein Verein von Kaufleuten, aus dem die mächtige ostindische Gesellschaft hervorgegangen ist, betrieb den Handel mit Japan, verlor aber dabei 40,000 Pf. St. und gab ihn ganz auf, indem sie zugleich die Faktorei und das Land räumte. Inzwischen waren die Holländer im Osten allmächtig geworden, hatten sich in Batavia befestigt, die Portugiesen von Amboina und Timor verdrängt und waren die Herren der Küsten von Koromandel und Malabar geworden. An ihrer Eifersucht scheiterten 1636 die Versuche von vier englischen Schiffen, mit Nagasaki Handel zu treiben. Im Jahre 1673 ließ die ostindische Gesellschaft wieder ein Schiff nach Japan abgehen. Auf dem englischen Throne saß damals Karl II., der mit einer Prinzessin aus dem Hause Braganza vermählt war. Die Holländer zögerten nicht, die Japaner damit bekannt zu machen und das Verhältnis so darzustellen, als ob Engländer und Portugiesen durch dieselbe Verfassung und denselben Glauben verbunden seien. Der Empfang, der den Engländern zu Theil wurde, war daher der schlechteste. Der geschickteste englische Anwalt kann die Zeugen seines Gegners keinem verfänglichern Kreuzverhör unterwerfen, als die Engländer es zu bestehen hatten. Sie sollten zu dem Geständniß verleitet werden, daß sie den Portugiesen sehr nahe ständen, daß ein Lootse jenes Volks sie nach Nagasaki geführt habe, daß sie einen Mann Namens Santo Christo und eine Frau Namens Santa Maria verehrten. Als der Argwohn der Japaner wohl oder übel beschwichtigt worden war, erhielt er durch einen unbedeutenden Umstand neue Nahrung. An einem Sonntag hielten die Engländer ihre Flagge mit dem Georgskreuz auf, und dieses Kreuz galt den Japanern für einen Beweis, daß ihre Gäste trotz ihres Leugnens doch Glaubensgenossen der Portugiesen seien. Es wurde nach Jeddo berichtet, und die kaiserliche Entscheidung lautete, daß die Engländer, da ihr König mit einer Tochter des Königs von Portugal verheirathet sei, unverzüglich mit allen ihren Waaren absegeln und nie zurückkehren sollten. Ehe ein neues englisches Schiff seine Flagge an den Küsten von Japan zeigte, verfloß mehr als ein Jahrhundert.

Im Jahre 1696 entdeckten die Russen Kamtschatka, 1711 fanden sie den Weg zu den Kurilen, 1741 sah Behring, indem er die nach ihm benannte Straße durchfuhr, die Nordwestküste von Amerika. Spangenberg, Walton und Schelling besuchten 1739 die östliche Küste von Japan, doch hatte ihre Reise blos Höhenbestimmungen und andere wissenschaftliche Untersuchungen zum Zweck, und ein Verkehr mit den Japanern wurde nicht angeknüpft. Bald lernte man den Reichthum der amerikanischen Küste an Pelzen, besonders an schönen Seeotterfellen, die in Kiachta zu den höchsten Preisen abgesetzt wurden, würdigen und beschäftigte in jedem Jahre mehr Schiffe im Pelzhandel. Die nördlichen Kurilen unterwarfen sich der russischen Herrschaft, und die Insel Kodiaak, in der Mitte zwischen den Aleuten, Kamtschatka und Amerika gelegen, wurde die Hauptniederlage für dieses Geschäft. Cook's Entdeckungsreisen nach der amerikanischen Nordwestküste und die Gründung der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft gaben einen neuen Anstoß. Man war zum Nachbar der Japaner geworden und konnte dem Verkehr in den östlichen Meeren, wenn man Japan in seine Kreise zog, Ausdehnung und Mannfaltigkeit verleihen.

Ein glücklicher Zufall schien die Vermittlung übernehmen zu wollen. Im Jahre 1782 wurde ein japanisches Schiff nach Amtschitta, einer der russischen Aleuten, verschlagen und litt dort Schiffbruch. Man führte die Fremden nach Irkutsk und hielt sie dort zehn Jahre zurück, wahrscheinlich aus keinem andern Grunde, als um sie im Russischen zu unterrichten und von ihnen Japanisch zu lernen.

Im Jahre 1792 erließ Katharina II. endlich den Befehl, sie in ihr Vaterland zurückzuführen und bei dieser Gelegenheit zu versuchen, ob es nicht möglich sei, mit Japan einen Handelsvertrag abzuschließen. Dem Generalstatthalter von Sibirien wurde ausdrücklich vorgeschrieben, keinen Mann von hohem Rang zu wählen und die Geschenke nur in seinem, nicht im Namen der Kaiserin überreichen zu lassen. Dieser eine Zug beweist, wie wenig man von der Etikette und dem Hochmuth der Japaner eine Ahnung hatte. Man wollte den Siogun wie einen Halbwilden behandeln, der sich geehrt fühlen müsse, wenn ein russischer Beamter durch den Mund eines Mannes von geringem Range mit ihm rede. Zum Gesandten wurde der Schiffseutenant Larmann erkoren, und man gab ihm ein gewöhnliches Transportschiff, Katharine genannt, das von einem Steuermann befehligt wurde. Larmann landete auf der nördlichen Küste der Insel Matsmai und überwinterte dort in einem kleinen Hafen. Er verlegte dadurch die japanischen Gesetze, nach denen Nagasaki der einzige den Fremden geöffnete Hafen war. Im folgenden Sommer segelte er nach Hatobade und hatte in einer Stadt, drei Tagereisen davon entfernt, Unterredungen mit japanischen Beamten. Der Schluß war eine Erklärung der Japaner, daß die Russen, weil sie an einem verbotenen Küstenorte gelandet seien, eigentlich den Tod verdient hätten. Man wolle sie jedoch wegen ihrer Unbekanntschaft mit den Landesgesetzen schonen und ihnen die Rückkehr in ihr Vaterland erlauben. Die schiffbrüchigen Japaner könne Larmann wieder mitnehmen, da sie Rußland angehörten, nachdem ihr Schicksal sie dahin versetzt und ihr Leben dort vom Untergange gerettet habe. Zwingen wolle man die Russen dazu übrigens

nicht. In Unterhandlungen über eine Handelsverbindung könne man sich nirgends einlassen, als im Hafen von Nagasaki; man wolle Larmann daher einen schriftlichen Schein geben, mit dem ein russisches Schiff in jenen Hafen einlaufen könne, wo sich japanische Beamte befinden würden, welche die Vollmacht hätten, weiter über diesen Gegenstand mit den Russen zu unterhandeln.

Mit dieser Erklärung kehrte Larmann im Herbst des Jahres 1793 nach Schokoh zurück. Nach seinen Mittheilungen behandelten die Japaner ihn freundlich, erwießen ihm viele Ehren, unterhielten die Offiziere und die Schiffsmannschaft während der ganzen Zeit ihrer Anwesenheit an den Küsten auf ihre Kosten, versahen sie bei ihrer Abreise mit Lebensmitteln, ohne daß sie Bezahlung dafür nahmen, und machten ihnen mehrere Geschenke. Dagegen war es den Russen nicht erlaubt, frei in der Stadt umherzugehen, und man hielt sie stets unter Aufsicht. Die armen schiffbrüchigen Japaner sollen zu ewigem Gefängniß verurtheilt worden sein und ihre Verwandten und Freunde nie wiedergesehen haben. Sie hatten so lange im Auslande gelebt, daß man befürchtete, sie würden fremde Sitten und Anschauungsweisen angenommen haben und in Japan weiter verbreiten.

Die Kaiserin unterließ es, ein Schiff nach Nagasaki segeln zu lassen. Die Ereignisse in Polen und Frankreich und die großen Kriege zogen ihre und ihres Nachfolgers Blicke von Japan ab. Alexander I. nahm die Pläne seiner Großmutter wieder auf und ließ 1803 eine Gesandtschaft abgehen. Resanoff wurde zum Gesandten ernannt. Seine Begleiter waren der Naturforscher Tilesius aus Leipzig, der Astronom Horner und ein Maler der Akademie von Petersburg. Den Oberbefehl über die Schiffe erhielt Krusenstern, und von ihm besitzen wir eine Beschreibung dieser Reise. Wieder wurden einige nach den Aleuten verschlagene Japaner, die seit sieben Jahren in Rußland lebten, mitgenommen. Auch für prächtige Geschenke war gesorgt worden, um die Gunst des Siogun und seiner Minister zu gewinnen. Die Russen kamen im Oktober 1804 in der Bucht von Nagasaki an. Sogleich forderte man ihnen alle Geschütze und allen Schießbedarf ab. Die Offiziere durften ihre Degen und die Soldaten ihre Gewehre behalten, ja man erlaubte dem Gesandten sogar, wenn auch mit großem Widerstreben, daß er seine Ehrenwache mit aus Land nehme. Dieser Sieg war jedoch der einzige, den die Russen über die Hartnäckigkeit ihrer Gastfreunde davontrugen. Es wurde ihnen nicht erlaubt, ans Land zu gehen, oder sich mit einem Boote weit vom Schiffe zu entfernen. Sechswöchentliche Verhandlungen führten endlich dahin, daß man dem Gesandten, der unwohl zu sein behauptete, einen Platz am Ufer zum Spazierengehen anwies. Die ganze Länge desselben betrug nicht viel über hundert, seine Breite höchstens vierzig Schritte, und nur ein einziger Baum gewährte etwas Schatten. Fuhr ein Boot nach diesem Platze, so setzten sich sogleich 12 — 15 japanische Fahrzeuge in Bewegung und umgaben es von allen Seiten. Zwischen den russischen und holländischen Seeoffizieren wurde durchaus kein Verkehr gestattet. Als die Holländer nach Batavia absegelten, war Resanoff der Einzige, dem man einen Brief mitzugeben erlaubte. Dieser Brief mußte durch einen Dolmetscher ins Holländische übersetzt und dem Statthalter vorgelesen werden.

Er durfte weiter nichts enthalten, als einen kurzen Bericht über die Fahrt nach Japan und die Mittheilung, daß sich auf dem Schiffe Alles wohl befunde.

Nach langem Zögern erlaubte man dem Gesandten, in Nagasaki nahe bei der Stadt eine Wohnung zu beziehen. Das Haus stand auf einer Landspitze so nahe am Meere, daß das Wasser zur Zeit der Flut bis unter die kleinen, mit einem doppelten Gitter versehenen Oeffnungen stieg, welche die Stelle von Fenstern vertraten. Eine hohe Wand von Bambusrohr umgab das ganze Gebäude nicht nur von der Landseite, sondern auch gegen das Meer hin, wo man außerdem zwei Reihen Pfähle in das Wasser eingeschlagen hatte, zwischen welche die landenden Boote hineinfahren mußten. Das Thor auf der Seeseite hatte zwei Schösser, deren Schlüssel zwei Offizieren anvertraut waren. Diese Thür blieb nie über fünf Minuten offen, und selbst wenn man wußte, daß ein Boot nach kurzer Zeit zurückfahren werde, verschloß man die Schösser zweimal und öffnete sie gleich darauf wieder. Die Landseite war mit der nämlichen Vorsicht verwahrt. Die Wohnung und die Vorrathshäuser hatten je einen Hof, und an der Thür von beiden stand immer eine Wache. Um den zweiten Hof zog sich eine Reihe von Waghäusern, in denen zwölf Offiziere mit einer starken Mannschaft lagen. Auf dem Wege nach der Stadt gab es in geringen Entfernungen Thüren, welche nicht nur verschlossen, sondern auch von Soldaten bewacht wurden. Landete ein Boot, so zählte man die Personen, welche darin saßen, und ließ es nicht eher wieder abfahren, als bis die frühere Anzahl wieder voll war. Ob dieselben Menschen wieder abfuhr, darum kümmerten sich die Japaner nicht, und es blieb den Russen auf dem Schiff unbenommen, mit ihren Gefährten auf dem Lande für einen Tag oder eine Nacht zu tauschen.

Das japanische Mißtrauen äußerte sich auch darin, daß man das russische Schiff, so lange die beiden holländischen zum Handel ermächtigten Fahrzeuge anwesend waren, im innern Hafen nicht Anker werfen ließ. Uebrigens gab man den Russen Alles, was sie zur Ausbesserung gebrauchten, verjah sie pünktlich mit Vorräthen für die Mannschaft und lieferte nicht bloß immer das Beste, was in Nagasaki zu haben war, sondern auch genau die Menge, um die gebeten worden war. Die Versprechungen, die man ihnen hinsichtlich der Reise nach Jeddo gab, erwiesen sich als leere Worte. Die Geschenke nahm man vorläufig an und verwahrte sie in der Stadt.

Am 19. Februar 1803 erhielt Resanoff die Anzeige, daß der Kaiser einen Bevollmächtigten nach Nagasaki abgeschickt habe, um mit ihm zu unterhandeln. Das hieß mit andern Worten, daß der Gesandte nicht in Jeddo zugelassen werden sollte. Wenige Tage später erhielten die Russen einen zweiten Wink, indem man die Frage an sie richtete, wann ihr Schiff segelfertig sein werde. Der japanische Bevollmächtigte traf am 30. März in Nagasaki ein, und die Verhandlungen begannen damit, daß man das Ceremoniel festsetzte. Der russische Gesandte erhielt das Zugeständniß, daß er auf europäische Art grüßen dürfe, aber er mußte ohne Degen und Schuhe erscheinen, und man bewilligte ihm weder einen Stuhl noch einen andern Sitz. In zwei Zusammenkünften wurde Alles beendigt. Den Russen

wurde ausdrücklich verboten, Japan jemals wieder zu betreten. Ihre Geschenke und sogar den Brief ihres Kaisers an den Siogun gab man ihnen zurück. Würden in Zukunft abermals Japaner an ihre Küsten verschlagen, so möchten sie diese Leute an die Holländer abgeben, welche sie über Batavia nach Nagasaki schicken würden. Auf Kosten der japanischen Regierung wurde das russische Schiff auf zwei Monate mit Lebensmitteln versorgt und an die Mannschaft wie an die Offiziere Geschenke vertheilt. Die Matrosen erhielten 2000 Säcke Salz, jeden zu 30 Pfund, und 100 Säcke Reis, jeden zu 150 Pfund, die Offiziere 2000 Stück seidner Watte. Wegen der Ausschlagung der kaiserlichen Geschenke entschuldigten sich die Japaner, indem sie anführten, wenn ihr Monarch dieselben annehme, so müsse er dem Kaiser von Rußland Gegengeschenke machen und dieselben ebenfalls mit einem Gesandten nach Petersburg abschicken. Nach den Reichsgesetzen sei es aber verboten, daß irgend ein japanischer Unterthan sein Vaterland verlasse. So endete diese Gesandtschaft, von der man sich Großes versprochen hatte.

Nesanoff benutzte für seine Rückkehr nach Kamtschatka ein Schiff der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft, auf dem ein Leutnant Chwoftow den Befehl führte. Er landete in Ochoß und reiste durch Sibirien nach Petersburg, erkrankte aber unterwegs und starb. Chwoftow stach wieder in See und überfiel 1806 und 1807 mehrere Dörfer der japanischen Kurilen. Nicht zufrieden damit, Lebensmittel fortzuführen, zerstörte er alle Vorräthe, die er nicht brauchen konnte, und verbrannte die Tempel und Häuser. Sein Benehmen war um so grausamer, als der Reis, das vorzüglichste Nahrungsmittel dieser Inseln, von Japan aus zugeführt wird, und der eine Ueberfall spät im Herbst, wenn die Verbindung bereits aufgehört hat, der andere dagegen im Frühling erfolgte, ehe die Schiffe mit neuen Vorräthen ankommen. Da auch die Wohnhäuser niedergebrannt worden waren, so hatten die Japaner von Hunger und Kälte viel zu leiden, und viele von ihnen fanden ihren Tod. Die russische Regierung schritt gegen diese Schändlichkeiten nicht weiter ein, als daß sie Chwoftow's Benehmen mißbilligte. Die Strafe dafür sollte völlig Unschuldige treffen.

Im Jahre 1811 erhielt Golownin, der Kapitän der Kriegschaluppe „Diana“, von seiner Regierung den Befehl, die südlichen Kurilen und die Küste der Tatarei genau zu untersuchen. Auf Iturup wurde er von den Japanern unfreundlich behandelt und überzeugte sich sehr, welche Erbitterung Chwoftow's Grausamkeit hinterlassen hatte. Obgleich er versicherte, nichts als Wasser und Salz einnehmen zu wollen, und bei seinen Landungen das friedlichste Benehmen beobachtete, flüchtete man alle werthvollen Sachen ins Innere der Insel und vermied den Verkehr mit ihm so viel wie möglich. Er fand hier verschiedene Bewohner der russischen Kurilen, welche hieher verschlagen sein wollten, in Wahrheit aber des Handels wegen gekommen waren. Ihr Geschäft beruhte auf einem reinen Tausch, dem aber feste Werthe zu Grunde lagen. Für ein Biberfell erhielten die russischen Inselbewohner zehn große Säcke Reis, für ein Seehundsfell sieben kleine Säcke, für zehn Adlerschwänze zwanzig kleine Säcke oder einen seidnen Rock, für drei

Ablerschwänze einen baumwollenen Rock mit demselben Futter und Watte, für zehn Adlerflügel ein Bund Tabak in Blättern.

Auf der Insel Kunaschir empfing man die Russen von der Festung aus mit Kanonenschüssen. Man ließ eines ihrer Boote ganz nahe heran kommen und feuerte dann plötzlich aus allen Batterien. Golownin litt einen solchen Mangel an Lebensmitteln, daß er sich nicht entfernen konnte. Er bemühte sich auf jede Weise, das Vertrauen der Japaner zu gewinnen, und glaubte seinen Zweck schon erreicht zu haben, als sie ihm ganze Bootsladungen von Fischen und andern Geschenken zuschickten. Am 11. Juli 1811 machte er mit zwei Offizieren, vier Matrosen und einem Aino, der als Dolmetscher diente, in der Festung einen Besuch. Er fand dort an 400 Soldaten, die mit Flinten, Pfeilen und Spießen bewaffnet einen Kreis bildeten. Der Oberbefehlshaber, zu dem man ihn führte, trug unter seinem kostbaren seidenen Kleide eine volle Rüstung. Ebenso waren auch die andern Offiziere gepanzert. Man bewirthete Golownin auf das höflichste, aber kaum war die Unterhaltung in Gang gekommen, so wurden unter die Soldaten blanke Säbel vertheilt. Als die Russen unruhig wurden und sich entfernen wollten, erklärte man ihnen, daß sie als Geiseln zurückbleiben müßten, bis in der Hauptstadt darüber entschieden worden sei, ob sie für Schwoftow's Schandthaten verantwortlich gemacht werden sollten. Sogleich sprangen alle auf und ergriffen die Flucht. Die Japaner erhoben ein gewaltiges Geschrei, wagten aber keinen Angriff auf sie, sondern warfen ihnen Ruder und Holzstücke nach, damit sie fallen sollten. Sie erreichten den Landungsplatz, sahen aber mit Schrecken, daß inzwischen die Ebbe eingetreten war und ihr Boot auf dem Trocknen gelassen hatte. Sie ergaben sich nun und wurden in die Festung geführt.

Die Behandlung, der man sie unterwarf, war eine ganz eigenthümliche, denn sie verband die größte Grausamkeit mit der zartesten Milde. Man fesselte die Russen mit fingerdicken Stricken, die mit dünnen Schuuren überwunden wurden. Rund um die Brust und den Hals hingen Schlingen, die Ellenbogen berührten sich fast, und die Hände waren fest an einander geknebelt. Außerdem wurden noch die Beine an zwei Stellen, über den Knien und unter den Waden, gebunden. Von den Fesseln an den Händen ging ein langer Strick aus, dessen Ende ein Japaner in der Hand hielt. Die Stricke an den Füßen entfernte man, wenn auf dem Transport nach andern Städten zu Fuß gegangen wurde, aber die übrigen Fesseln blieben so eng zusammengeschnürt, daß die Gefangenen in den Händen und in allen Knochen fast unerträgliche Schmerzen empfanden. Diese Grausamkeit hielt man für nöthig, damit sie nicht entfliehen könnten. In allen andern Beziehungen behandelte man sie mit der größten Sorgfalt. Man fütterte sie mit kleinen Stäbchen, ließ sie häufig trinken und stellte Leute mit Zweigen neben sie, um die Mücken und Fliegen zu entfernen. Das gewöhnliche Getränk war sehr schlechter Thee ohne Zucker, seltener Saki, das Essen bestand gewöhnlich aus Reisbrey und gesalzenem Rettig, welche die Stellen des Brotes und des Salzes ersetzten, aus Gemüse, Nudeln und gebratenen oder gekochten Fischen, wozu manchmal eine Pilzsuppe und ein hart gekochtes Ei kamen.

Sowie man sich auf dem Marsche von der Küste entfernte, die Möglichkeit der Flucht mithin eine geringere wurde, befreite man die Russen von ihren Fesseln. Man hatte ihnen schon in der Festung alles Metall abgenommen und bemerkte jetzt mit dem größten Schrecken, daß in Golownin's Unterkleidern einige Schlüssel unentdeckt geblieben seien. Die Sorge der Japaner für die Gesundheit ihrer Gefangenen blieb sich immer gleich. Man trug die letztern, sowol die Offiziere als die Matrosen, über die kleinsten Pflügen und Bäche. Wurden sie müde, so gab man ihnen Sänften. Der Bevölkerung, die ein allgemeines Mitleid verrieth,



Eine Straße in Sakodadi.

wurde erlaubt, guten Thee, Saki, Eingemachtes und Früchte zu schicken. Der Gegendienst, den man von den Russen verlangte, bestand darin, daß sie Auskunft über Drando (Holland) und Kabo (Vorgebirge der guten Hoffnung) geben sollten.

Auf diesem Transport erfuhr Golownin, daß seine Landsleute den Japanern noch eine andere Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben hatten. Auf der Insel Iturup waren christliche Ainos erschienen, welche sich als Glaubensboten zu erkennen gegeben hatten. Wie Golownin hörte, vertheilten jene sonderbaren Befehrer kupferne Heiligenbilder und geschriebene Gebete mit Bildern, die man am Halse tragen müsse, um lange und glücklich zu leben, nie krank zu werden und

auch in jener Welt der größten Herrlichkeit theilhaftig zu sein. Als Golownin von diesen Befehrsversuchen vernahm, hielt er sich für verloren.

Vor der Hauptstadt der Insel wurden die Russen wieder gebunden, damit man ihrer Wache keine Nachlässigkeit vorwerfen könne. Man führte sie von dort nach Hakodade. Dreißig Meilen vor dieser Stadt beginnt das eigentliche japanische Gebiet, während bis dahin Ainos wohnen. Die Grenze bildet ein kleiner reißender Strom, der bei der Ueberfahrt der Russen nach starken Regengüssen hoch angeschwollen war. Die Dörfer der Kurilen sind in der Regel klein und bestehen aus Hütten von ärmlichem Ansehen, die nie von einem Garten umgeben werden. Die Dörfer der Japaner sind dagegen groß und haben regelmäßige Straßen, in denen hübschgebaute Häuser stehen. Jedes derselben hat seinen Gemüsegarten und viele sind in Gruppen von Obstbäumen versteckt. In den Straßen und Häusern herrscht eine bewunderungswürdige Reinlichkeit.

In Hakodade wurden die Russen mehreren Verhören unterworfen. Man fragte sie nach allem Möglichen, unter anderm auch darnach, ob in Rußland nicht die Religion verändert worden sei. Larmann habe einen langen Zopf und starkes Haar getragen, welches mit Mehl bestreut gewesen sei, und sie schnitten ihr Haar kurz ab. Dann wurde auch gefragt, wie Resanoff in Petersburg von Japan gesprochen habe, weshalb so viele Gebäude, Fahrzeuge und Sachen von Chwostow verbrannt worden seien und wer den Befehl dazu gegeben habe? Einige Antworten der Russen wurden mit offenbarer Befriedigung aufgenommen, aber es blieb noch so viel Argwohn zurück, daß Golownin über sein Schicksal nicht beruhigt wurde.

Von Hakodade führte man die Gefangenen noch weiter, nach der Stadt Matsmai. Das Gefängniß, das man ihnen dort anwies, sah wie eine hölzerne Scheune aus, die auf drei Seiten Wände ohne alle Oeffnungen hatte, während die vierte Seite aus Staketen von starken Balken bestand, die vier Zoll weit von einander entfernt waren. In der Mitte dieses Gebäudes standen zwei Käfige, aus gleichen Balken wie die Stakete erbaut und durch Gänge von den Wänden und von einander getrennt. Der eine Käfig war sechs Schritte lang und breit und zehn Fuß hoch, der andere eben so breit und hoch, aber acht Schritte lang. Der Eingang in diese Käfige war so niedrig, daß man hinein kriechen mußte. Die Thür bestand aus dicken Balken und wurde mit einem starken eisernen Riegel verschlossen. Ueber derselben befand sich eine kleine Oeffnung, durch welche man das Essen reichete. Neben den Staketen der Außenwand des Gebäudes war ein Schilderhaus angebracht, in welchem beständig zwei Soldaten die Wache hatten. Sie konnten die Gefangenen sehen und wandten ihre Augen nicht von ihnen ab. Um das Ganze zog sich ein hoher Zaun mit hölzernen Spitzen, auf den in einiger Entfernung ein zweiter folgte.

So schlecht dieses Gefängniß war, so gut behandelte man die Gefangenen. Man suchte die Zubereitung der russischen Gerichte kennen zu lernen und setzte ihnen oft russische Kuchen und Grütze vor. Dreimal des Tages wurden Mahlzeiten gehalten, bei denen man bald Thee, bald Saki auftrug. Als Schnee fiel,

schoß man für die Russen Hasen, Bären und Seehunde. Die Fragen, die man an sie richtete, waren unzählig und wurden ohne alle Ordnung gestellt. So fragte man z. B.: Welche Kleidung trägt der russische Kaiser? Womit bedeckt er sein Haupt? Was für Vögel giebt es in der Gegend von Petersburg? Was für Kleider tragen die russischen Frauenzimmer? Auf was für einem Pferde reitet der russische Kaiser? Wie oft gehen die Russen an einem Tage in die Kirche? Wann fangen die Frauen in Rußland an Kinder zu gebären und wann hören sie auf? Wurden die Russen über die vielen unnützen Fragen ungeduldig, so versöhnte man sie durch Liebfosungen.

Als es Golownin endlich gelungen war, die Japaner zu überzeugen, daß er keinen Angriff beabsichtigt habe, behandelte man ihn nicht mehr als Gefangenen, sondern als Gast. Sein Käfig verwandelte sich plötzlich durch Wegnahme der Statete und durch das Legen von Bretern und reinen neuen Matten in einen hübschen Saal. Man gab ihm Pfeifen und Tabak und ersetzte die Lampe mit Fischeölan durch Wachslichter. Auch Bewegung im Freien, allerdings unter starker Bedeckung, wurde gestattet. Mehrmals ließ man die Russen eine halbedeutsche Meile weit ins nahe Gebirge vordringen, oder führte sie weit an der Seeküste hin. Dann trugen ihnen Diener Theegeschirre, Speisen, Saki und Matten nach. Nicht lange, so wies man ihnen ein Haus an, in dem ein japanischer Beamter gewohnt hatte. Das Gebäude war geräumig und stieß an einen Hof, den die Japaner einen Garten nannten, weil er mit vier Bäumen und einigem Gesträuch bepflanzt war. Eine Pfütze, die man in einem Winkel ausgegraben hatte, stellte einen See vor, drei oder vier Erdhäufen, die aus dem Wasser hervorragten und mit Steinen belegt waren, wurden als Inseln bezeichnet. Auf diesem Hof konnten die Russen frei umhergehen und der erfrischenden Luft genießen. Sie überblickten einen Theil der Stadt, die Gegend bis zum Gebirge hin und die Bucht, in der oft japanische Küstenfahrer hinter Steinhäufen, die als Wellenbrecher dienten, die Anker auswarfen.

Bei aller Freundlichkeit, die man ihnen erwies, wurde den Russen schlimmer und schlimmer zu Muth. Man sagte ihnen, daß sie die Japaner als Landsleute und Brüder betrachten müßten, und schien sie dadurch auf ein ewiges Gefängniß vorbereiten zu wollen. Eines Tages hörten sie, daß man in Japan einen Krieg mit Rußland erwarte. Sie wußten, daß in Ochozk keine Streitmacht vorhanden sei, die gegen die Küsten des Landes mit Kraft zu handeln vermöge, und daß Rußland bei der damaligen Weltlage seine Kronstadter Flotte nicht ins Stille Meer schicken könne, wor ihnen eben so genau bekannt. Mit einer langen, vielleicht ewigen Haft vor Augen entschlossen sie sich zur Flucht. Die Ausführung hatte ihre Schwierigkeiten, aber unmöglich war sie nicht. Alles beruhte darauf, daß es gelinge, in der Bucht ein segelfertiges Fahrzeug zu nehmen und das offene Meer zu gewinnen.

Die Russen verschafften sich einen Kompaß, einen scharfen Meißel, der an einer Stange befestigt als Spieß gebraucht werden konnte, zwei Messer und Lebensmittel. Auf ihren Spaziergängen merkten sie sich alle Wege und Fußsteige,

so daß sie nicht leicht in der Irre gehen konnten. Am Abend des 23. April 1812 verbargen sich zwei von ihnen im Hofe und gruben unter dem Zaun, der gegen die Straße hin die Grenze bildete, ein Loch. Um Mitternacht folgten die andern nach, frohen unter dem Zaun weg und waren im Freien. Da der Weg nach der Küste augenblicklich nicht benutzt werden konnte, so wandten sich die Flüchtlinge in die Gebirge, die ihnen Verstecke genug darboten. Golownin hatte sich am Knie verletzt und litt fürchterliche Schmerzen, seine fünf Gefährten klagten bloß über die Kälte. Am ersten Tage verbargen sie sich in einer Höhle, in der zweiten Nacht bauten sie sich aus Rohr eine Hütte. Sie waren auf dem Gipfel eines der höchsten Bergrücken, welche die Insel durchziehen. „Das majestätische Bild der Natur erregte meine ganze Aufmerksamkeit“, erzählt Golownin. „Der Himmel war hell, aber unter uns, zwischen den Bergen, wogte schwarzes Gewölk. Wahrscheinlich regnete es in den Ebenen. Der Schnee von allen Bergen umher schimmerte in der Ferne und nie hatte ich früher bemerkt, daß die Sterne so stark leuchteten, als in dieser Nacht. Eine tiefe nächtliche Stille herrschte rings umher. Allein dieses erhabene Schauspiel schwand, wenn meine Gedanken plötzlich auf unsere Lage fielen. Alle Schreckbilder derselben traten vor meine Seele. Sechs Menschen auf einem der höchsten Gipfel der Gebirge von Matsmai, ohne Kleidung, ohne Nahrung, sogar ohne Waffen, von Feinden und wilden Thieren umringt, ohne sich vertheidigen zu können, auf einer Insel umherirrend, ohne die Gewißheit und die Kraft zu haben, sich eines Fahrzeugs zu bemächtigen, ich überdies mit einem kranken Beine, welches mich bei jedem Schritte fürchterlich quälte — das Nachdenken über diesen hilflosen Zustand brachte mich fast zur Verzweiflung. Inzwischen waren einige meiner Gefährten auch erwacht, und ihre Seufzer und Gebete rührten mich noch mehr. Ich vergaß mich selbst und weinte heiße Thränen über ihr unglückliches Schicksal.“

In den nächsten Tagen waren mehrere reißende Ströme zu durchschreiten, und der Weg führte oft an tiefen Abgründen vorbei. Die Tage waren heiß, die Nächte dagegen so kalt, daß es schwer wurde, die durchnässten Kleider zu trocknen, da ein großes Feuer zu unterhalten gefährlich gewesen wäre. Um ihre wenigen Vorräthe zu schonen, aßen die Flüchtlinge wilden Knoblauch und Sauerampfer. Sie erreichten endlich den Strand, wo mehrere Boote lagen, die aber alle zu klein waren. Ein größeres Fahrzeug lichtete in dem Augenblicke, als sie es überfallen wollten, den Anker. Von jetzt an gingen sie jede Nacht an das Ufer, um nach einem Schiff zu suchen, und kehrten vor dem Hellwerden in die Berge zurück, die in der Nähe des Meeres kahl waren. Die weiten Wege, welche sie machen mußten, um ein Versteck zu finden, verringerten ihre Kräfte von Tage zu Tage mehr. Golownin vermochte zuletzt nichts mehr zu essen und litt beständig an Durst, den er nicht befriedigen konnte, ohne daß Uebelkeit eintrat. Entdeckt glaubten die Russen nicht zu sein, obgleich sie in den Dörfern mehrmals von Hunden angebellt worden waren.

Das Unglück verfolgte die Armen fortwährend. Sie wollten getrocknete Fische von den Gerüsten bei den Dörfern nehmen, und alle Gerüste waren leer, sie wollten Pferde auf der Weide fangen, um sie zu schlachten, und alle

Pferde waren so wild, daß sie sich nicht fangen ließen. fanden sie ein Schiff, so hatte man es hoch aufs Trockne gezogen, und ihre schwachen Kräfte reichten nicht hin, es flott zu machen. Golownin entschloß sich jetzt, ein kleines Boot zu besteigen und damit nach einer waldigen unbewohnten Insel zu segeln, die er vier Meilen von der Küste entfernt bemerkt hatte. Er konnte dort so lange von Muscheln und Seegewächsen leben, bis es ihm glückte, bei Windstille ein größeres Fahrzeug zu überfallen. Schlimmsten Falls wollte er in dem kleinen Boote die



Japanische Soldaten.

Fahrt nach der Küste der Tatarei wagen. Der Raum, den er zurückzulegen hatte, betrug nach seiner Rechnung 60 Meilen.

Indem er sich mit neuen Plänen zu seiner Rettung trug, verfügte das Schicksal anders über ihn und seine Gefährten. Eine Frau entdeckte sie und winkte Leute herbei. Im Nu waren sie von Soldaten umzingelt, die mit Säbeln, Dolchen, Gewehren und Pfeilen bewaffnet waren. Trotz ihrer schweren Bewaffnung und ihrer großen Uebersahl rückten diese Tapfern mit scheuer Vorsicht vor. Als Golownin vortrat, um sich zu ergeben, wichen sie einige Schritte zurück, und erst nachdem sie sich überzeugt hatten, daß er nicht bewaffnet sei, nahmen sie ihn gefangen. Man band den Russen die Hände schwach auf den Rücken, erlaubte sich

Steger, Japan.

aber keine Beleidigung oder Schmähung gegen sie. Sobald man sah, daß Golownin hinkte, faßten ihn zwei Soldaten unter den Arm und unterstützten ihn bei schwierigen Stellen. So oft der Weg durch Dörfer führte, versammelten sich die Einwohner, um die Gefangenen zu sehen. Keiner erlaubte sich eine Schmähung oder einen Spott, alle verriethen in ihren Blicken Mitleid, und von den Frauen weinten viele, indem sie zugleich Speisen und Getränke herbeibrachten.

Unterwegs sahen die Russen, daß eine fremde Hand überall, wo sie Nachts gewesen waren, Stäbe in ihre Fußstapfen gesteckt habe. Von den Soldaten hörten sie, daß man ihre Spur beständig verfolgt und sie oft gesehen habe. Es wurde ihnen genau beschrieben, wo sie Halt gemacht, Wasser getrunken oder Pflanzen gesammelt hätten. Weshalb trotzdem kein Angriff auf sie erfolgt war, blieb ihnen ein Räthsel. Wahrscheinlich fürchtete man, daß sie sich wie Verzweifelte vertheiligen würden, und wollte warten, bis der Hunger sie geschwächt habe.

Wurde es unterwegs dunkel, so ging neben jedem Russen ein Mann mit einer Laterne. Auch vorn und am Ende des Zugs wurden Laternen getragen. Kam man zu steilen Abhängen, so liefen die Landleute voraus, die von ihrem Dorfe bis zum nächsten Orte das Geleit gaben. Jeder trug ein großes Bund Stroh, welches an gefährlichen Orten aufgeschichtet und angezündet wurde, so daß sich eine Tageshelle verbreitete.

Der Statthalter von Matsmai empfing die zurückgebrachten Flüchtlinge mit seiner gewöhnlichen Leutseligkeit. Der einzige Vorwurf, den er an sie richtete, lag in der Frage: „Wußtet ihr nicht, daß, wenn euch die Flucht gelungen wäre, ich mit mehreren andern Beamten das Leben hätte einbüßen müssen?“ Nach einem langen Verhör sagte er ihnen: „Wäret ihr Japaner und hättet euer Gefängniß heimlich verlassen, so könnten die Folgen für euch sehr übel ausfallen. Da ihr aber Ausländer seid und die japanischen Gesetze nicht kennt, auch nicht in der Absicht geflohen seid, uns einen Schaden zuzufügen, sondern bloß um euer Vaterland wiederzusehen, welches jeder Mensch höher als Alles schätzen muß, so haben wir unsere gute Meinung von euch nicht verändert.“

Die Russen wurden indessen nicht in das Haus, das sie zuletzt bewohnt hatten, sondern in ein Gefängniß geführt. Golownin, der als Befehlshaber die ganze Verantwortlichkeit der Flucht auf sich genommen hatte, erhielt den schlechtesten Käfig von allen, der in der dunkelsten Ecke des Schuppens stand. Qualvoll war das Anrufen der Wächter, das in der Nacht jede halbe Stunde erfolgte. Statt des Thees wurde warmes Wasser gereicht, und die Speisen bestanden bloß in Reis und Suppen von wildwachsenden Gemüsen, zu denen ausnahmsweise einige Stücke Walffischfett oder gesalznen Fisches hinzugefügt wurden. Menschenfreundliche Rücksichten wurden noch immer genommen. Bekam z. B. einer der Gefangenen in der Nacht Durst, so weckte ein Wächter einen Diener, der bereitwillig Wasser brachte. Einst entstand nach Mitternacht ein so heftiges Erdbeben, daß das ganze Gefängniß wankte. Sogleich kamen die Wächter mit Laternen herbei und baten die Russen, ruhig zu sein, denn die Erdbeben seien in Matsmai allerdings häufig, aber nicht gefährlich. Wie menschenfreundlich erscheint diese Theil-

nahme heidnischer und halb barbarischer Beamten für fremde Feinde im Vergleich mit dem Benehmen mancher christlichen und europäischen Regierung gegen Inländer, die eines politischen Verbrechens verdächtig sind.

Ein zweites Beispiel japanischer Menschenfreundlichkeit kam kurz nach dem Erdbeben vor. In einem Käfig neben den Russen saß ein Dieb, der zu Peitschenhieben verurtheilt und auf dem Hofe abgestraft wurde. Noch an demselben Tage stellte sich ein Beamter Golownin vor und erklärte ihm, daß er mit seinen Gefährten vor einer solchen Strafe sicher sei, indem die japanischen Gesetze die körperliche Züchtigung von Ausländern nicht gestatteten.

Die strengere Behandlung der Gefangenen hielt nicht lange an, und nach zwei Monaten waren sie wieder die Gäste der Japaner. Man führte sie in ihre alte Wohnung zurück und gab ihnen die besten Nahrungsmittel, Thee nach Belieben, Tabak, Bücher und sogar Vorhänge gegen die Mücken. Die frühern Spaziergänge fielen allerdings weg, aber das Thor des Gebäudes blieb vom Morgen bis zum Abend offen, damit die Russen der frischen Luft nicht entbehrten. Man beschenkte sie mit Früchten, lackirten Sachen, Backwerk, und der Statthalter ließ seidene Kleider für sie nähen. Am 6. September schöpften sie die erste Hoffnung, daß ihre Freilassung bevorstehe. An diesem Tage führte man sie ins Schloß und zeigte ihnen zwei Papiere, die von ihrer Kriegsschaluppe „Diana“ gekommen waren. Sie erfuhren jetzt, daß Unterhandlungen mit ihren Gefährten angeknüpft und dem Abschluß nahe seien.

Kapitän Ricord, der Nachfolger Golownin's im Oberbefehl über die „Diana“, hat über die Veruche, die zur Befreiung der Gefangenen gemacht wurden, Bericht erstattet. Nachdem Golownin gefangen genommen worden war, behingen die Japaner die ganze Festung auf der Seeseite mit gestreiftem baumwollenem Zeuge, so daß man vom Schiff aus nicht sehen konnte, was vorging. Als Ricord, um Erkundigungen einzuziehen, näher an den Strand fuhr, wurde er von einer Bergbatterie beschossen. Die Kugeln gingen hoch über das Schiff weg, während seine Geschütze die Batterie nach und nach vernichteten. Der Festung, die er gleichzeitig beschuß, konnte er keinen Schaden zufügen, da sie durch einen Erdwall geschützt wurde. Ricord stellte daher das Feuer ein und entfernte sich mit dem Schiffe. Der Muth der Japaner wurde dadurch so entflammt, daß sie von der Festung unaufhörlich schossen und mit ihrem Feuer noch lange fortfuhren, nachdem die „Diana“ aus der Schußweite gekommen war. Ricord fuhr nach Dschoß zurück und konnte erst im nächsten Sommer zurückkehren. Inzwischen hatten wieder Japaner, von Stürmen verschlagen, an der Küste von Kamtschatka Schiffbruch gelitten. Er nahm sie mit, um sie gegen Golownin und dessen Gefährten auszuwechseln.

Erst am 28. August war die „Diana“ wieder in der Bucht von Runaschir. Die Japaner waren offenbar entschlossen, sich auf keinen Verkehr einzulassen. Sie hatten ihre Festung so mit baumwollenem Zeuge verhängt, daß bloß die Dächer der Häuser zu sehen waren, und schossen bei jeder Annäherung eines russischen Bootes aus allen Geschützen. Man setzte einen der Japaner nach dem andern ans Land, und keiner kehrte mit einer guten Nachricht wieder. Einer, der verständigste

und heimtückischste von allen, brachte die Schreckensbotschaft: „Kapitän Golownin und die übrigen Russen sind getödtet.“ Auf die Aussage eines Mannes hin durfte Ricord nicht handeln, und er beschloß daher, einige Japaner gefangen zu nehmen und sich bei ihnen weiter zu erkundigen. Das nächste Schiff, das sich zeigte, wurde von einem Boot geentert. Die meisten der Mannschaft sprangen ins Meer, wo neun von ihnen ertranken, aber des Eigenthümers, eines Kaufmanns Takatai Kachi, bemächtigten sich die Russen. Dieser Fang war ein höchst glücklicher. Takatai war ein eben so gebildeter als wackerer Mann, ein Freund der Fremden und von Herzen geneigt, das Seinige zur Befreiung Golownin's beizutragen. In Kamtschatka, wohin die vorgerückte Jahreszeit zurückzukehren zwang, verständigten sich die Russen mit diesem klugen und wohlwollenden Japaner vollkommen. Daß die Gefangenen alle lebten, erfuhr Ricord durch Takatai bereits in der Bucht von Kunaschir.

Als Ricord im Vorjommer wieder vor jener Festung erschien, hatte sich dort wenigstens so viel geändert, daß man nicht auf ihn schoß. Nachrichten von den Gefangenen einzuziehen wollte nicht gelingen, und Ricord wurde darüber so erbittert, daß er seinem japanischen Freund mit dürren Worten erklärte, er glaube von ihm hintergangen zu sein und werde ihn mit nach Ochok zurücknehmen. Seine Heftigkeit verschaffte ihm einen Beweis von japanischem Ehrgefühl. Takatai antwortete kalt: „Es steht nicht in deiner Macht, mich nach Ochok mitzunehmen“, verrichtete vor einem Heiligenbilde ein langes Gebet und übergab das Bild nebst seinem Säbel einem Matrosen, damit er beide seinem Sohn und Nachfolger eingehändige. Ricord ließ seinen Entschluß natürlich fallen und Takatai erklärte ihm nun sein Benehmen. „Ich war fest entschlossen“, sagte er, „einen Selbstmord an mir zu begehen. Als Beweis der Ausführung desselben schnitt ich den Haarbüschel von meinem Kopfe und legte ihn in das Kästchen meines Heiligenbildes. Dies bedeutet nach unsern Sitten, daß Derjenige, von dem die Haare kommen, sein Leben mit Ehren geendet, das heißt sich den Bauch aufgeschlitzt habe. Die Haare werden mit eben den Feierlichkeiten zur Erde bestattet, als ob es der Leichnam selbst wäre. Da du mich Freund nennst, so will ich dir nichts verhehlen. Meine Erbitterung ging so weit, daß ich dich und den ältesten Offizier tödten und es nachher der Mannschaft selbst anzeigen wollte. Im Schlafe hätte ich dich nicht gemordet, nein, ich wäre offen zu Werke gegangen.“

In dieser Zeit war in Jeddo die Sache der Gefangenen bereits entschieden. Was sie über die Mißbilligung von Chwostow's Gewaltthaten durch die russische Regierung und über ihre eignen Absichten bei ihrem Besuch in Japan ausgesagt hatten, war durch die Erklärungen der aus Kamtschatka zurückgekehrten Japaner bestätigt worden. Ricord bemerkte diesen günstigen Umschwung an dem Benehmen des Statthalters. Man ließ ihn Wasser schöpfen und schickte ihm Fische und andere Lebensmittel, für die jede Bezahlung zurückgewiesen wurde. Am 27. Juli 1813 kam einer der gefangenen russischen Matrosen nach Kunaschir und mit ihm ein japanischer Beamter. Man erfuhr so zu gleicher Zeit, wie die übrigen Gefangenen sich befänden und welche Bedingungen die japanische Regierung stelle. Der letztern

waren bloß zwei, nämlich, daß der japanischen Regierung in einem Schreiben mit der Unterschrift und dem Siegel von zwei Befehlshabern erklärt werde, Chwoftow habe die Gewaltthätigkeiten auf den Kurilen und auf Sachalin ohne Wissen und Willen der russischen Regierung verübt, und daß die Kriegsvorräthe, die Chwoftow fortgeführt habe, zurückgegeben würden. Sollte es schwer sein, sie zu sammeln, so wollte man sich mit dem Zeugniß begnügen, daß sie in Ochozk nicht mehr aufzufinden seien.

Um jene Zeugnisse zu holen, mußte die „Diana“ nach Ochozk segeln. Zu der Hinfahrt brauchte sie funfzehn, zu der Rückreise zwanzig Tage. Man wies Ricord nach Hakodade, wo japanische Beamte mit ihm verhandeln würden. Die Art und Weise der Zulassung im Hafen wurde wie gewöhnlich als ein Kardinalpunkt betrachtet. Es war ein großes japanisches Zugeständniß, daß man die „Diana“ mit allen Geschützen und Kriegsvorräthen vor Anker gehen ließ. Nun kam das Ceremoniel der Zusammenkünfte an die Reihe, und in diesem Punkte blieben die Japaner unbeugsam. Ricord sollte ohne Fußbekleidung erscheinen. Vergebens stellte er vor, wie sonderbar es aussehn würde, wenn er in voller Uniform und mit dem Degen, aber ohne Stiefeln komme. Die Japaner wollten darin nichts Auffallendes finden, und der russische Kapitän war in keiner geringen Verlegenheit, als ihm noch zur rechten Zeit ein Ausweg einfiel. Er fragte, ob Lederne Strümpfe gegen die Etikette sein würden, und erhielt zu seiner Freude eine verneinende Antwort. Unter ledernen Strümpfen verstand er Schuhe, und diese trug er bei der Zusammenkunft.

Tage vergingen, ehe allen Formen so weit genügt war, daß man die Gefangenen ihren Freunden zuführen konnte. Am 7. Oktober 1813 schlug endlich die Stunde ihrer Befreiung. Golownin wurde von den Offizieren der „Diana“ kaum erkannt, so entstellte ihn die japanische Staatskleidung, die man ihm aus lauter Freundschaft aufgezwungen hatte. Er war mit seinen Gefährten zwei Jahre, zwei Monate und sechsundzwanzig Tage in Gefangenschaft gewesen. Die Freude der Japaner über diesen glücklichen Ausgang war eben so groß als die der Russen. Von allen Seiten kamen Glückwünsche, Geschenke und andere Beweise der herzlichsten Theilnahme. Auch der Statthalter und die drei höchsten Beamten sprachen in zwei Briefen Glückwünsche aus. In dem letztern Briefe hieß es: „Ihr habt alle lange hier gelebt, jetzt aber kehrt ihr in euer Vaterland zurück. Die Zeit eurer Abreise rückt schon heran. Der lange Aufenthalt unter uns hat uns so an euch gewöhnt, daß uns die Trennung schwer fällt. In eurer Freude gedenkt, daß auch wir uns eurer Befreiung freuen. Gott geleite euch auf der Reise, wir bitten ihn darum.“ Ehe das Schiff absegelte, brachte man viele Geschenke der Regierung, frisches Wasser und Holz, tausend große Kettige, funfzig Säcke Reis, dreißig Säcke Salz, eine Menge Gemüse, frische und gesalzene Fische. Den Japanern wurde erlaubt, den russischen Matrosen auf dem Schiffe zu helfen, und sie arbeiteten mit größerem Eifer, als wenn sie bezahlt würden. Bei der Abfahrt wimmelte die ganze Bucht von Booten, und auf allen stimmte man in den rasch erlernten Ruf ein: Hurrah! Diana!

Trotz aller dieser Freundlichkeit und Theilnahme kamen die Russen in der Hauptsache um keinen Schritt weiter. Man gab ihnen einen Erlaß der Regierung mit, in dem sie benachrichtigt wurden, daß der christliche Glaube in Japan streng verboten sei, also auch europäische Schiffe außer in Nagasaki nirgends gelitten und mit Kugeln vertrieben werden würden. Man wünsche keinen Handel mit auswärtigen Ländern, denn an nöthigen Dingen leide man keinen Mangel. In Nagasaki lasse man bloß solche Ausländer zu, mit denen Japan lange in Verbindung stehe, und dulde sie nicht des Gewinnes wegen, sondern aus andern wichtigen Ursachen. „Aus euren frühern oft wiederholten Bitten“, schloß der Erlaß, „sehen wir, daß ihr die Gebräuche unseres Landes mit den eurigen vergleicht, doch hierin irrt ihr sehr. Daher ist es besser, einer Handelsverbindung künftig nicht mehr zu erwähnen.“ Die Russen ließen sich dies gesagt sein und erneuerten ihre Versuche nicht wieder, bis eine andere Nation, deren Reich unter den Großstaaten der Erde das jüngste ist, Japan erschlossen hatte.

Die Engländer bewiesen bei ihrem Streben, Zugang in Nagasaki zu gewinnen, größere Beharrlichkeit. Im Jahre 1791 zeigte sich der „Argonaut“, ein Kaufahrer, der Cook's Entdeckungen an der Nordwestküste von Amerika benutzt hatte, um sich kostbare Pelze zu verschaffen. Der Kapitän hoffte einen Tauschhandel eröffnen zu können, wurde aber abgewiesen, nachdem man ihn auf seine Bitten mit Holz und Wasser versehen hatte. Broughton, der in den Jahren 1795 — 1797 nautische Vermessungen der Küsten und Untersuchungen der Meere um Japan auszuführen hatte, wurde ganz ebenso behandelt. Die nächsten Christen, welche mit Japan in Verkehr traten, waren Nordamerikaner. Sie kamen indessen nicht unter eigener, sondern unter holländischer Flagge. Holland war in dieser Zeit von den Franzosen unterworfen worden, und die holländischen Behörden in Batavia fürchteten mit Recht, daß Schiffe ihrer Nationalität von den englischen Kreuzern weggenommen werden würden. Sie mieteten ein Newyorker Schiff, die „Elisa“, unter Kapitän Stewart, und dieses machte 1797 die gewöhnliche Fahrt nach Desima. Die Japaner geriethen in keine geringe Verwirrung, als ein Schiff in den Hafen einsegelte, das die holländische Flagge führte und dessen Mannschaft gleichwol nicht holländisch sprach. Der holländische Handelsvorsteher suchte ihnen den Zusammenhang zu erklären, und sie willigten endlich ein, das Schiff als ein holländisches zu betrachten, obgleich seine Erläuterungen ihnen unverständlich blieben. Als Stewart im nächsten Jahre wiederkam, stieß sein Schiff bei der Abfahrt im Hafen an einen Felsen und ging unter. Um die Ladung, die aus Kupfer und Kampher bestand, zu retten, verwendete man Taucher, aber zwei derselben erstickten durch die Gase, die sich aus dem schmelzenden Kampher entwickelten. Die Amerikaner wußten keinen Rath weiter, und ein einfacher japanischer Schiffer war es, der ihr Schiff rettete. Er legte neben dasselbe auf jede Seite siebenzehn Boote und befestigte sie an das Schiff und untereinander mit starken Lauen. Auf dieselbe Art setzte er einen Küstenschiffer mit dem Stern der „Elisa“ in Verbindung und wartete nun, bis sich ein starker Seewind mit einer Hochflut verband. Sobald dies geschah, ließ er alle Fahrzeuge die Segel entfalten und zog das gesunkene Schiff glücklich in seichtes Wasser, wo es

wieder in segelfertigen Zustand gesetzt wurde. Zur Belohnung erhielt der Fischer das Recht, zwei Schwerter zu tragen, und ein adliges Wappen — einen holländischen Hut und zwei holländische Tabakspfeifen.

Die Zeitlage war den Holländern so ungünstig, daß Stewart auf die politischen Verhältnisse den Plan baute, den Verkehr mit Japan sich selbst und seinen Landsleuten zuzuwenden. Wie er dabei verfuhr, geht aus der etwas dunkeln Erzählung des Holländers Doeff nicht genau hervor. Wie es scheint, benutzte Stewart im nächsten Jahr ein anderes Schiff und erzählte, daß er die „Elisa“ mit der ganzen Ladung in einem Sturm verloren habe. Er hat um die Handelsurlaubniß, damit er sein verlorenes Vermögen ersehen und die Schuld an die holländische Faktorei abtragen könne. Der holländische Handelsvorsteher schöpste Argwohn und erlaubte ihm wol, seine Ladung zu verkaufen und seine Schuld abzutragen, verweigerte ihm aber die Rückfracht und schickte ihn mit den nächsten holländischen Schiffen nach Batavia, damit er sich wegen des Untergangs der „Elisa“ dort verantworte. In Batavia entkam er durch die Flucht und man hörte Jahre lang nichts wieder von ihm, bis er plötzlich 1803 abermals und zwar mit einem Schiff unter nordamerikanischer Flagge in der Bucht von Nagasaki auftauchte. Als auch dieser neue Versuch, einen unmittelbaren Verkehr zwischen Japan und Nordamerika zu eröffnen, fehlschlug, zeigte er sich nicht wieder.

Vier Jahre später segelte ein englisches Schiff an die Küste heran, das auf der Fahrt von Kanton nach der amerikanischen Westküste in Noth gerathen sein wollte und die erbetene Hilfe erhielt. Einen andern Charakter hatte der Besuch, den der englische Kapitän Pellew 1708 mit dem Kriegsschiff „Phaëton“ machte. Er hatte die holländische Flagge aufgezo-gen, und die Holländer der Faktorei auf Desima ließen sich um so eher täuschen, als gerade die Zeit war, in der sie eines ihrer Schiffe von Batavia erwarteten. Sie schickten dem Fremden ein Boot entgegen und mußten mit einem Male sehen, daß die Mannschaft gefangen genommen wurde. Die Bestürzung der japanischen Beamten war unbeschreiblich. Sie vermochten sich anfangs nicht zu erklären, wie ein holländisches Schiff Holländer angreifen könne. Als man ihnen begreiflich machte, jenes Schiff sei ein feindliches, wahrscheinlich ein englisches, das unter falscher Flagge segle, wurden sie keineswegs ruhiger. Sie hatten in der That den besten Grund beforgt zu sein, denn sie mußten für jeden einzelnen ihrer holländischen Gäste haften, und das japanische Gesez sprach ihnen das Leben ab, wenn einem derselben etwas Böses widerfuhr. Nachdem die Holländer in Folge von Unterhandlungen, bei denen Pellew nichts als Wasser und Lebensmittel forderte, in Freiheit gesetzt worden waren, zeigte sich für die unglücklichen Beamten eine andere Gefahr. Sie durften die Engländer nicht lebendig aus dem Hafen lassen und waren auch zum Angriff entschlossen, allein auf dem Küstenposten, dessen sie dazu bedurften, befanden sich nicht tausend Mann, die da sein sollten, sondern bloß sechzig. Der Statthalter und seine Beamten wußten zu gut, was ihnen bevorstehe, als daß sie eine ge-richtliche Untersuchung abgewartet hätten. Alle schloßten sich den Bauch auf. Selbst der Fürst von Fizen, dem jene nachlässigen Truppen gehörten, wurde ver-

antwortlich gemacht, obgleich er sich in Jeddo befand, und mit hunderttägigem Gefängniß bestraft. Um sich wieder in Gunst zu setzen, erbat er sich vom Staatsrath die Erlaubniß, dem unschuldigen Sohn des Statthalters ein Geschenk von 2000 Kobangs (etwa 26,500 Gulden C.-M.) machen zu dürfen. Der Staatsrath gab ihm die Erlaubniß dazu und bemerkte ihm zugleich, damit er nicht wiederholte Bitten zu stellen gezwungen sei, wolle man ihm gleich jetzt vergönnen, daß er sein Geschenk jährlich wiederholen dürfe. Diese Andeutung war ein Befehl und der Fürst hatte mithin eine lebenslängliche Entschädigung zu bezahlen.

Die Verlegenheiten der Holländer sollten noch größer werden. Im Jahre 1811 wurde Batavia von den Engländern genommen und der Statthalter Jansens zu einem Vertrage gezwungen, durch den die Engländer Java „mit allem Zubehör“ erhielten. Es unterlag keinem Zweifel, daß Desima unter diesem Zubehör mit begriffen war, und der englische Statthalter von Java, Sir Stamford Raffles, schickte sich daher an, Besitz zu ergreifen. Er wählte die mildeste Form, indem er 1813 zwei Schiffe, dieselben, welche den jährlichen Zwischenhandel besorgten, abgehen ließ und ihnen einen neuen Handelsvorsteher, den Holländer Cassa, mitgab, damit er Doeff, der bereits das Doppelte der gebräuchlichen Zeit in Desima zugebracht hatte, ablöse. Doeff ließ sich indessen nicht vertreiben. Er stellte sich, als glaube er weder an die Eroberung Hollands durch die Franzosen, noch an den Verlust Javas, und als halte er die beiden Schiffe für Nordamerikaner, die wie schon früher einmal von dem Statthalter von Batavia gemiethet worden seien. Da die japanischen Beamten seiner Auffassung beitraten und die Engländer keine Gewalt anwenden konnten, so drang er durch, und es trat nun das merkwürdige Verhältniß ein, daß die kleine Insel Desima der einzige Punkt auf der Erde war, wo es noch holländische Beförden und eine holländische Flagge gab. Der Handel hörte allerdings auf, aber die Japaner waren anständig genug, ihre Gäste so lange mit allem Nöthigen zu versehen, bis der europäische Umschwung erfolgte und der alte Verkehr sich herstellte.

Durch die Besuche der Engländer und Russen hatten die Japaner Bekanntschaft mit zwei andern europäischen Sprachen erlangt. Sie benutzten diese auf ihre Weise, indem sie in allen Küstenplätzen Dolmetscher unterhielten, welche landenden Russen oder Engländern erklären konnten, weshalb man sie zurückschickte. Lange bot sich diesen Sprachkennern keine Gelegenheit, ihre Pflichten zu erfüllen, denn die europäischen Schiffe mieden die ungestaltliche Küste. Im Jahre 1831 wurde aber eine japanische Dschunke durch die Winde von der Küste verschlagen und scheiterte endlich, nachdem sie eine Zeit lang hilflos im Stillen Ocean getrieben hatte, an der nordamerikanischen Westküste, in der Nähe der Mündung des Columbiaflusses. Die Amerikaner nahmen die Schiffbrüchigen freundlich auf und führten sie nach Makao. Dort befand sich der deutsche Glaubensbote Gütschaff, der von den Japanern ihre Sprache erlernte und nicht ruhte, bis er King, einen amerikanischen Kaufmann, bestimmt hatte, ein Schiff auszurüsten, auf dem die Schiffbrüchigen in ihre Heimat zurückgebracht werden sollten. Gütschaff begleitete seine Schützlinge, und mit ihm schiffte sich ein zweiter Glaubensbote, Dr. Parker,



Hafenkapelle in Yokohama.

ertägigen
um Staats
higen von
Staatsrat
widerholte
dag er sein
Land der

Im Jahr
er Janes
ollem J
m Subst
rd Kofat,
indem er
besorgen.
Laffe, mi
in Desim
stellte sich
uch an der
er, die mi
den sein.
nder feine
erwürdig
Frde war,
Handel
Gäfte so
erfolgte

Bekannt
diele auf
e, welche
e zurück
lichten ja
im Jahre
üste ver
en Ocean
Rändung
dlich auf
Gütern,
e, einen
dem die
geleitete
Barter,

auf dem „Morrison“ ein. Man nahm weder Geschütze noch andere Waffen mit und glaubte dadurch den friedlichen Zweck der Reise genug an den Tag gelegt zu haben, um der freundlichsten Aufnahme sicher zu sein. Die Amerikaner begingen indessen den Fehler, nicht in Nagasaki, dem einzigen für Fremde offenen Hafen, sondern in der Bucht von Jeddo zu landen, wo nicht einmal allen japanischen Schiffen der freie Verkehr gestattet ist. Die Landesbehörden ließen sich auf Unterhandlungen ein, und Gützlaff glaubte schon gewonnenes Spiel zu haben, als plötzlich auf den „Morrison“ gefeuert wurde. Nicht besser erging es ihm in der Bucht von Kagosima, die zum Fürstenthum Sakuma gehört. Er segelte dann, ohne Nagasaki zu berühren, nach Malao zurück und nahm die schiffbrüchigen Japaner mit.

In dieser Zeit traten zwei Ereignisse ein, welche der japanischen Politik die Aufrechthaltung der Isolirung ihres Landes ungemein erschwerten und auf die Länge unmöglich machen mußten. Das eine Ereigniß war die veränderte Richtung, die der Walfischfang nahm, das zweite der Krieg Englands mit China.

In frühern Zeiten jagte man den Walfisch in dem arktischen Striche des Atlantischen Oceans zwischen Amerika und Europa, um Grönland, Spitzbergen und in den großen Buchten, der Hudsons- und Baffinsbai. Die unausgesetzten Nachstellungen verminderten die großen Thiere dort so, daß der Fang nicht mehr einträglich war und andere Jagdplätze aufgesucht werden mußten. Längere Zeit benutzte man den südlichsten Theil des Stillen Oceans, und dieser Wahl verdanken wir die meisten Entdeckungen in den antarktischen Meeren, die sich an die Namen der Walfischfänger Bristol, Palmer, Powell, Beddell u. s. w. knüpfen. Der reiche Fang lockte immer mehr Schiffe nach jenen Breiten, und so lieferte das gefährliche Gewerbe auch hier geringern Ertrag. Man fing nun an, den Walfisch in dem nordwestlichen Theil des Stillen Oceans aufzusuchen, und namentlich wendeten sich die Nordamerikaner zahlreich nach dem Meere von Dchozt und den angrenzenden Gewässern. Für Walfischfänger, die nicht selten mehrere Jahre ausbleiben, ist es ein Bedürfniß, in der Nähe des Fangorts eine Küste zu haben, wo sie ihre Vorräthe erneuern können. Der geographischen Lage nach waren die japanischen Inseln in dieser Beziehung am geeignetsten, und es ließ sich unschwer voraussehen, daß die abgehärteten, verwegenen und zu Gewaltthaten geneigten Matrosen dieser Schiffe das japanische Verkehrsverbot nicht achten würden. In der That wurden die Häfen der Inseln von Walfischfängern immer häufiger besucht. Die Behörden boten in solchen Fällen stets Wasser und Holz an, aber die Schiffer begnügten sich damit nicht immer und nahmen sich, was man ihnen nicht freiwillig gab.

In ihrem Kriege mit China waren die Engländer durch die Erfahrung belehrt worden, wie wenig Kräfte dazu gehören, um ein großes ostasiatisches Reich bis in den Staub zu demüthigen. Begnügten sich die Engländer mit der Oeffnung der chinesischen Häfen, die der Friedensvertrag von Nanking (29. August 1842) ihnen gewährte, so blieb ihre Politik, den verschlossenen Osten in den großen Weltverkehr hineinzuziehen, auf halbem Wege stehen. In dem Jahre des Friedens von Nanking hatte die japanische Regierung, durch die häufiger werdenden Zwistig-

keiten mit Walfischfängern gewarnt, ihre bisherige strenge Gesetzgebung gelindert und hinsichtlich der fremden Schiffe, die durch Sturm oder Mangel an Lebensmitteln gezwungen würden, die japanischen Küsten aufzusuchen, humanere Maßregeln vorgeschrieben. Mit Rücksicht auf diese Umstände und auf die bevorzugte Stellung, deren die Niederländer in Japan genossen, hielten die Holländer die Zeit für gekommen, wo es ihre Pflicht sei, die dortige Regierung ernstlich vor den wachsenden Gefahren ihres Systems der Absonderung zu warnen. Im Jahre 1844 überbrachte die Fregatte „Palembang“ ein Schreiben des Königs Wilhelm II. an den Kaiser von Japan. Die japanische Regierung schenkte der darin enthaltenen Aufforderung, ihre Häfen zu öffnen und auf diese Weise dem Schicksal Chinas zu entgehen, keine Beachtung und antwortete im nächsten Jahre höflich, aber bestimmt, daß die uralten Reichsgesetze nicht erlaubten, dem Verkehr mit fremden Völkern eine größere Ausdehnung zu geben, und daß man daher das System der Ausschließung behaupten müsse. Gerade die Ereignisse in China, sagte der Siogun, enthielten den besten Beweis, daß ein Reich keines dauernden Friedens genießen könne, wenn es nicht die Fremden fernhalte. Hätte China den Engländern nicht gestattet, sich in großer Anzahl in Kanton niederzulassen und dort Wurzel zu schlagen, so würden keine Streitigkeiten entstanden, oder die Engländer zu schwach gewesen sein, in dem ungleichen Kampfe zu bestehen. „Holland“, schloß der Siogun, „hat durch gute Dienste das Recht erworben, mit uns zu handeln, und soll dieses Recht behalten. Aber ich werde mich hüten, dieses Privilegium auf irgend ein anderes Volk auszu dehnen, denn es ist viel leichter, einen Damm in unverletztem Zustande zu erhalten, als, wenn einmal Oeffnungen entstanden sind, das Größerwerden derselben zu verhindern.“

Die Wirkung der mildern Gesetzgebung von 1842 äußerte sich, als der Amerikaner Mercator Cooper mit dem „Manhattan“ im April 1845 die Rbede von Jeddo besuchte. Das Schiff war ein Walfischfänger und hatte in dem Meere nördlich von Japan gejagt. Südöstlich von Nippon traf Cooper auf eine kleine Insel, die ziemlich unfruchtbar ist und die für unbewohnt gilt. Auf den nordamerikanischen Seekarten wird sie als Peterzinsel bezeichnet. Cooper beschloß sie zu untersuchen und Schildkröten für seine Mannschaft einzunehmen. Während er am Ufer hinfuhr, stieß er auf ein sonderbares Schiff, das einem chinesischen ähnlich war. Er landete und ging ins Innere, wo er in einem Thale unerwartet einige Menschen in unförmlicher Kleidung sah, die, von seinem Anblick erschreckt, entflohen. Er folgte ihnen und kam zu einer Hütte, wo er elf Menschen beisammen traf, die, wie er nachher erfuhr, schiffbrüchige Japaner waren. Bei seiner Annäherung kamen sie heraus, warfen sich vor ihm nieder und blieben eine Zeit lang mit dem Gesicht gegen die Erde liegen. Sie fürchteten sehr für ihr Leben, aber er beruhigte sie durch seine Freundlichkeit und wurde von ihnen durch Zeichen unterrichtet, daß sie vor vielen Monaten an der Insel Schiffbruch gelitten hätten.

Cooper beschloß sogleich, mit ihnen nach Jeddo zu segeln, obgleich er das Verbot der japanischen Regierung recht gut kannte. Seine Absicht war theils, die Schiffbrüchigen ihrer Heimat zurückzugeben, theils der japanischen Regierung

„einen günstigen Begriff von der Civilisation der Nordamerikaner beizubringen“. Er segelte einige Tage in der Richtung von Nippon und sah eine große unförmliche Masse auf dem Wasser schwimmen, die sich am Ende als ein entmastetes und dem Sinken nahes Schiff herausstellte. Es war von einem der nördlichen Häfen mit einer Ladung gefalzener Lachse nach Jeddo gesegelt und hatte seit einigen Wochen hülflos auf dem Meere herumgetrieben. Cooper erlöste von diesem Schiffe, das am nächsten Tage in einem Sturme zu Grunde gegangen sein muß, elf Japaner.

Als er Nippon erreichte, fand er, daß er beträchtlich nördlich von Jeddo sei, näherte sich aber der Küste und landete in seinem Boot, von einem der Japaner begleitet. Die Bevölkerung, die zum größten Theil mit Fischen beschäftigt war und intelligent und glücklich zu sein schien, widersezte sich seiner Landung nicht. Von hier schickte er einen seiner Schiffbrüchigen nach Jeddo und kündigte seine Absicht an, in einen Hafen einzulaufen, um die Japaner zu landen und Wasser und andere Bedürfnisse für seine Weiterreise zu erhalten. Hierauf segelte er am Lande hin und verglich seine Karte mit einer japanischen, die er auf dem Wrack gefunden hatte, aber der Wind trieb ihn wieder in die hohe See und er konnte sich erst nach einer Woche wieder der Küste nähern. Er landete abermals, schickte zwei andere Schiffbrüchige in die Hauptstadt und erneuerte seine Bitte um Aufnahme in einen Hafen. Hierauf richtete er seinen Lauf nach Jeddo und warf in der tiefen Bai, an der die Stadt liegt, Anker. Während er in die Bai hineingesegelte, kam ein Boot aus der Stadt, das einen Beamten trug, der nach seiner reichen Kleidung ein Mann von Bedeutung sein mußte. Dieser benachrichtigte ihn, daß seine Boten beim Kaiser angekommen seien, und dieser ihm die Erlaubniß gebe, sein Schiff in den Hafen zu bringen.

Am nächsten Morgen wurde er durch Boote nahe an die Stadt bugsiert. Augenblicklich füllte sich das Schiff mit einer Menge Menschen jeden Ranges vom Statthalter von Jeddo und den höchsten Beamten des Kaisers in ihren prachtvollen Gewändern bis zu den niedrigsten Dienern der Regierung in ihren Lumpen. Alle waren gleich ungeduldig, ihre Neugierde zu befriedigen und die tausend Wunder des fremden Schiffs zu betrachten. Ein Dolmetscher, der holländisch und einige Worte englisch sprach, aber sich am besten durch Zeichen verständlich machte, erklärte Cooper, daß bei Todesstrafe weder er noch seine Leute das Schiff verlassen dürften, was er durch sehr verständliche Zeichen erläuterte, indem er einen Säbel an seiner Kehle vorbeizog. Cooper war höflich gegen Alle, gewann bald ihr Vertrauen und versicherte ihnen, daß er nicht die Absicht habe, ihre Gesetze zu verletzen, sondern blos den Wunsch hege, dem Kaiser und der Regierung seinen guten Willen und den seiner Landsleute gegen die Japaner zu beweisen. Die Schiffbrüchigen, die er von der Insel und vom Wrack gerettet hatte, zeigten beim Abschiede die wärmste Dankbarkeit und umarmten ihn unter vielen Thränen.

Die Erlaubniß, das Schiff zu verlassen, erhielt Cooper nicht. Fortwährend blieben japanische Beamte am Bord, um zu verhindern, daß dieser Befehl überschritten werde. Um jede mögliche Verbindung mit dem Ufer abzuschneiden, wurde das Schiff von drei kreisförmigen Reihen von Booten umgeben, deren erste hun-

dert Fuß vom Schiff entfernt war, während die beiden andern in der gleichen Entfernung von einander standen. Die erste Reihe war an ein Schiffsseil gebunden und die Boote so dicht an einander gereiht, daß sie sich berührten und nichts zwischen ihnen hindurch konnte. Die Hintertheile der Boote waren gegen das Schiff gerichtet und auf ihnen Lanzen und Schwerter von sonderbaren Formen aufgestellt. Diese Lehtern steckten zum Theil in lackirten Scheiden und waren zum Theil entblößt, um den Fremden zu zeigen, daß man bereit sei, sich ihrer zu bedienen. Innerhalb des ersten Bootkreises, dem „Manhattan“ zunächst lag ein größeres Schiff, in welchem die Offiziere der Wache, denen die Beobachtung der Fremden oblag, sich aufhielten. Die Boote des zweiten Kreises waren nicht so gedrängt aufgestellt und die des dritten noch mehr zerstreut, aber die gesammte Zahl war erstaunlich groß und mochte sich wol auf tausend belaufen. So verwunderlich dieser Anblick für die Amerikaner war und so prachtvoll die Masse der Boote mit ihren Bannern und Spießen erschien, so verschwand der Eindruck gegen den, welchen die zahllosen Laternen mit ihren Malereien in der Nacht machten. Es war eine Scene, welche einem Zaubermärchen aus „Tausend und eine Nacht“ ähnlich sah.

Der „Manhattan“ lag vier Tage im Hafen und wurde während dieser Zeit auf kaiserlichen Befehl mit Holz, Wasser, Reis, Korn, Gemüse aller Art und lackirten Gefäßen versehen. Alles, was er brauchte, wurde geliefert und jede Bezahlung zurückgewiesen, aber man erklärte dem Kapitän, daß er nie wieder nach Japan kommen dürfe, wenn er nicht den Unwillen des Kaisers auf sich ziehen wolle. Der Statthalter versicherte ihm, der einzige Grund, warum man ihm diesen Aufenthalt in Japan erlaube, sei die Ueberzeugung, daß er kein übelwollender Mensch sein könne, da er sich so weit von seinem Wege entfernt habe, um arme Menschen, die ihm völlig fremd gewesen seien, wieder nach Hause zu bringen. Daher habe der Kaiser eine günstige Meinung von seinem Herzen und habe seinen Untergebenen befohlen, ihn mit Aufmerksamkeit zu behandeln und für alle seine Bedürfnisse zu sorgen.

Als der Statthalter Cooper im Gespräch sagte, daß er nie wieder nach Japan kommen dürfe, fragte der Amerikaner, wie er unter ähnlichen Umständen handeln sollte? Der Statthalter war in Verlegenheit, zuckte mit den Achseln und wieder-



Japanische Beamte.

holte nur, er dürfe nicht wiederkommen. Cooper fragte darauf, ob er seine japanischen Landsleute Hungers sterben oder ertrinken lassen solle, wenn er sie retten könne? Der Statthalter antwortete, er möge sie in einen holländischen Hafen bringen, aber nie wieder nach Japan kommen. Er sagte dies auf eine milde Art, aber mit vieler Festigkeit, als ob er den Willen des Kaisers ausspreche.

Am fünften Tage erklärte Cooper, daß er zur Abreise bereit sei, nur erlaube ihm der widrige Wind nicht, ins hohe Meer hinauszusegeln. Der Statthalter wollte nicht zugeben, daß Wind und Wetter einen Grund darbieten könnten, die Abfahrt zu verschieben, und fand wirklich ein Mittel, die Ungunst der Elemente zu besiegen. Nachdem Cooper die Anker gelichtet hatte, wurde eine Reihe von Booten an das Schiff angehaft. Man stellte je vier neben einander, und sie bildeten eine so lange Reihe, daß man sie nicht zählen konnte. Sie schienen etwa tausend zu betragen, und ihre Menge setzte die Schiffsmannschaft in Erstaunen. Die Ordnung auf dieser Flotte von Booten war vollkommen. Jedes wurde durch ein einziges Ruder in Bewegung gesetzt, an dem aber mehrere Menschen arbeiteten. Auf diese Art wurde der „Manhattan“ vier und eine halbe Meile weit ins Meer hinausgezogen, und der Offizier, der die Japaner befehligte, würde das Bugfieren noch weiter fortgesetzt haben, wenn Cooper ihm nicht gedankt hätte. Die Japaner nahmen den höflichsten Abschied von Cooper, der seine Segel aufzog und gegen Kamtschatka steuerte, während die lange Reihe von Booten mit einer langsamen und zierlichen Schwenkung nach Jeddo zurückruderte.

Der Staat, dessen Bürger Cooper war, erhielt durch die günstige Erledigung des Streits um das Oregongebiet einen langen Küstenstrich am Stillen Ocean. Auch bis Kalifornien waren die Pfadfinder aus dem Osten vorgedrungen, und an dem prächtigen Wasserbecken, in das der Sacramento und der San Joaquin ihre Gewässer ergießen, erhoben sich die ersten Gebäude, der schwache Kern, aus dem der Welthandelsplatz San Francisco sich entwickeln sollte. Die holländische Regierung vergaß nicht, in Japan auf diese veränderten Verhältnisse aufmerksam zu machen. Die Antwort des Siogun bestand in der Bitte, daß Holland den übrigen Staaten zwei im Jahre 1846 erlassene Gesetze bekannt machen möge. Das erste schärfte den Fremden die alte Bestimmung ein, daß japanische Schiffbrüchige nur von niederländischen oder chinesischen Schiffen in ihr Vaterland zurückgeliefert werden dürfen. Das zweite war ein unbedingtes Verbot, die Inseln und Küsten des Reichs aufzunehmen. Selbst den Japanern sei dies nicht gestattet, und wie dürften gar Fremde sich unterfangen, die äußern Umrisse eines Reichs zu zeichnen, das zu betreten ihnen verboten sei!

Die neuen Gesetze waren durch abermalige Besuche von Fremden hervorgerufen worden. Im Jahre 1846 kamen fast gleichzeitig zwei Geschwader an die Küste, ein französisches und ein nordamerikanisches. Ueber die Schicksale der französischen Kriegsschiffe, deren Anführer der Admiral Cecile war, haben die amtlichen Zeitungen ein merkwürdiges Stillschweigen beobachtet. Wir erfuhren durch sie weiter nichts, als daß der Admiral nicht den Auftrag gehabt habe, einen Handelsvertrag abzuschließen, und daß der Zweck der Reise allein der gewesen sei, die französische

Flotte und Flagge zu zeigen. Nachdem Cecile die Neugier der Japaner lebhaft erregt habe, sei er wieder abgefahren. Nach andern Berichten erfuhren die Franzosen eine demüthigende Zurückweisung und es wurde auf ihr Schiff gefeuert.

Die Amerikaner schickten in dem genannten Jahr zwei Schiffe, das Linienschiff „Columbus“ und die Fregatte „Vincennes“. Befehlshaber war Commodore Biddle, ein Bruder des bekannten Direktors der Vereinigten Staaten-Bank, dessen langer und erbitterter Kampf mit dem Präsidenten Jackson die Union bis hart an den Rand des Abgrundes führte. Am 20. Juli 1846 langte er am Eingange der Bucht von Jeddo an. Nicht lange, so war er von 4—500 kleinen Booten umringt, deren jedes mit 5—20 Mann besetzt war. Diese Boote wurden durch ein einziges Ruder im Hintertheil bewegt, und die Besatzung derselben war größtentheils unbewaffnet. Nach der Meinung der Amerikaner bestanden sie der Mehrzahl nach aus Privatbarken, die für diesen Anlaß gepreßt worden waren. Ein japanischer Beamter stieg an Bord der Fregatte und pflanzte einen Stock mit einem symbolischen Zeichen auf das Vordertheil des Schiffs, einen andern auf das Hintertheil. Sobald der Kapitän erfuhr, daß diese Handlung die Besitznahme des Schiffs bezeichnen solle, befahl er seinen Leuten die Stöcke wegzunehmen. Die Japaner erhoben keinen Einwand. Anfangs suchten sie selbst den Verkehr zwischen den beiden amerikanischen Schiffen zu verhindern, indem sie dieselben mit dreifachen Reihen von Booten umgaben; doch als der Commodore diese Schranken zu durchbrechen befahl, machten sie Platz. Einige trugen ein Schwert, nur wenige vom höchsten Rang zwei, ein langes mit einem Doppelgriff und ein kurzes. Die Japaner, die sich hier zeigten, sahen im Allgemeinen besser aus als die Chinesen und schienen diesen in jeder Hinsicht überlegen.

Obgleich die beiden Schiffe zehn Tage vor Anker lagen, betrat kein Amerikaner das Land. Die kaiserlichen Beamten benahmen sich äußerst höflich und wohlgesittet. Sobald sie ihrem Gesolge aus dem Gesicht waren, zeigten sie sich auch gesellschaftlich, sprachen viel und tauschten sogar mit den Amerikanern kleine Geschenke aus, wie Fächer und ähnliche Sachen. Ueber auswärtige politische Ereignisse waren sie ausnehmend gut unterrichtet und hatten sogar von der Drogenfrage gehört. Sie erfuhren dieses Alles von den Holländern, welche die förmliche Verpflichtung hatten, die Behörden mit Allem bekannt zu machen, was draußen in der Welt vorging. Ein japanischer Dolmetscher, der sehr gut holländisch verstand, vermittelte die Unterredung.

Commodore Biddle sollte auf einen Handelsvertrag antragen. Als die Hafenbeamten an Bord kamen, um nach dem Begehren der Fremden zu fragen, antwortete er: „Die Vereinigten Staaten wünschen in Erfahrung zu bringen, ob nicht auch Japan, wie China es gethan hat, seine Küsten dem auswärtigen Verkehr öffnen wird. Ist dem so, dann gedenkt Amerika einen Handels- und Freundschaftsvertrag, ähnlich wie mit China geschehen ist, abzuschließen.“ Nach sieben Tagen traf die Entscheidung des Hofes ein. Sie enthielt eine Ablehnung in den höflichsten Formen. Der Siogun erklärte: „Japan wird keine neuen Häfen eröffnen, keinen Handelsvertrag abschließen“, und richtete an die Schiffe die Auf-

forderung, zu gehen und nicht wieder zu kommen. Bei ihrer Abfahrt ließen sich die beiden Schiffe von der ganzen japanischen Barkenflotte bugfieren. Die Boote wechselten Signale unter einander und bewegten sich mit großer Ordnung.

Nordamerika unterhielt jetzt in den chinesischen Meeren eine Kriegsflotte, um die Interessen seines Handels wahrzunehmen. Im Jahre 1849 lief bei dieser Meldung ein, daß sechzehn amerikanische Matrosen an der Küste von Japan gescheitert seien und gefangen zurückgehalten würden. Der Befehlshaber der Station ließ sogleich das Kriegsschiff „Preble“ unter Glynn abgehen. Als Glynn den Küsten von Japan nahe kam, hörte er, daß auf allen Vorgebirgen Signalkanonen abgefeuert wurden, und sah Nachts auf den Bergen Feuer leuchten. Diese Anstalten bereiteten ihn auf den Empfang vor, der im Hafen von Nagasaki seiner wartete. Kaum hatte er sich am Eingange gezeigt, so fuhren ihm verschiedene große Boote entgegen und befahlen ihm umzukehren. Er durchbrach die Reihen und ankerte an der Stelle, die er dazu ausersehen hatte. In den nächsten Tagen ruderte Boot auf Boot in die Bucht, und jedes war mit Soldaten gefüllt. Diese Truppen bezogen auf den hochliegenden Küsten, welche den Ankerplatz der Amerikaner umgaben, ein Lager. Auf den Bergen führten die Japaner in Zwischenräumen Batterien auf, deren schzig schwere Geschütze ihre Mündungen drohend auf das fremde Schiff richteten.

Glynn ließ sich durch diese Drohungen nicht schrecken und forderte die Herausgabe der Gefangenen. Zuerst gab man hochmüthige Antworten; doch als der Amerikaner rundweg erklärte, er werde Gewalt brauchen und seine Regierung besitze Mittel genug, die Japaner zu einem menschenfreundlicheren Betragen zu zwingen, wurde man höflich und versprach die Ueberlieferung der Gefangenen binnen zwei Tagen. Die Japaner hielten pünktlich Wort und Glynn kehrte auf seine Station an der chinesischen Küste zurück. Die Matrosen waren fast siebzehn Monate gefangen gewesen und erzählten viel von der unmenschlichen und grausamen Behandlung, die man sich gegen sie erlaubt habe. Gernern wir uns, wie man Golownin und seine Ruffen, die man für Feinde hielt, behandelte, so müssen wir der Vermuthung Raum geben, daß die Amerikaner, wenn man ihnen wirklich mit unmenschlicher Härte begegnete, durch ihr eignes Betragen volle Veranlassung dazu gegeben haben werden. Ihre Erzählung, daß man sie mit dem Tode bedroht habe, wenn sie nicht das Bild des Erlösers, „des Teufels von Japan“, mit Füßen träten, ist ganz bestimmt eine Lüge.

Auf der nordamerikanischen Flotte befand sich ein Offizier, der die verschlossenen Küsten Japans jahrelang nicht aus den Gedanken verlor. Dieser Mann war der Commodore Perry. Als guter Patriot begeisterte er sich für den Plan seiner Landsleute, die Frachtfahrer der ganzen Welt zu werden. Nachdem Kalifornien in Folge der Entdeckung von Goldlagern einen beispiellosen Aufschwung genommen und der nordamerikanische Handel im Stillen Ocean sich in reißenden Fortschritten entwickelt hatte, war der Gedanke gar nicht so ausschweifend, den ganzen Verkehr zwischen dem Osten und Westen über Nordamerika zu leiten. Eine Eisenbahn vom Stillen zu dem Atlantischen Ocean, von den Nordame-

rikanern mit zärtlicher Vorliebe für den riesigen Gedanken als Mammuthbahn bezeichnet, war projectirt, eine Dampfschiffahrtslinie nach den Sandwichsinseln eröffnet und eine Verbindung zwischen San Francisco und Kanton mittelst dreier Linien in der Vorbereitung begriffen. Für diesen Verkehr brauchte man Zwischenplätze, die außerhalb Japans nicht zu finden waren, und Kohlenstationen, die ebenfalls bloß dort angelegt werden konnten. Auch die Walfischfahrer forderten Berücksichtigung, denn ihre Zahl hatte sich in kurzer Zeit so vermehrt, daß in einem einzigen Jahre 176 dieser Schiffe durch die Straße von Sangar gefahren waren.

Perry begann damit, alle Bücher über Japan, deren er habhaft werden konnte, zu studiren. Alles, was er las, bestärkte ihn in der Ueberzeugung, daß die Eröffnung eines Verkehrs mit Japan nicht so schwer sein könne, als man gewöhnlich glaube. In frühern Zeiten waren die Japaner ein gastfreies, zum Handel geneigtes Volk gewesen, und nur politische Ereignisse, seit denen zwei Jahrhunderte verflossen waren, hatten ihnen eine andere Politik aufgenöthigt. Daß alle bisherigen Versuche, in einem Hafen des Landes Zutritt zu gewinnen, ohne Erfolg geblieben waren, änderte Perry's Ansichten nicht. Die Portugiesen hatte man wegen ihrer frühern Einmischung in die Landesangelegenheiten ausgeschlossen. Die Engländer waren zu zwei verschiedenen Zeiten abgewiesen worden, das erste Mal wegen der Verbindung ihres Königs mit einer portugiesischen Prinzessin, das zweite Mal, weil sie sich Gewaltthatigkeiten erlaubt hatten. Das Mißlingen der russischen Versuche konnte am wenigsten geltend gemacht werden. Die Japaner mußten gegen dieses Volk wol mißtrauisch sein, da dasselbe mehrere der Kurilen weggenommen, auf unstreitig japanischem Gebiet Bekehrungsversuche gemacht und zuletzt mitten im Frieden mehrere Ueberfälle ausgeführt hatte. Was endlich die Holländer betraf, so hatten sie durch ihre zu große Unterwürfigkeit gefehlt und die hochmüthigen Asiaten dadurch in dem Gedanken bestärkt, daß ein Verkehr mit Fremden, die sich selbst auf eine so tiefe Stufe stellten, der Mühe nicht verlohne.

Diese Gedanken entwickelte Perry in einer Denkschrift, die er der Regierung überreichte. Die politischen und commerciellen Vortheile, die der Plan in Aussicht stellte, waren bedeutend genug, um zu einem Unternehmen in größerem Maßstabe anzuspornen; daß man sich nur von einem solchen Erfolg versprechen dürfe, war gewiß. Ein unbewaffnetes Handelsschiff machte gewiß dieselben Erfahrungen, welche bisher allen Völkern beschieden gewesen waren während eine Kriegsflotte mit schweren Geschützen den Verhandlungen, die man mit Ruhe und Würde zu führen hatte, Nachdruck verlieh. Die Regierung hatte daher Recht, daß sie, als sie den Plan ihres Commodore genehmigte, ein ganzes Geschwader abzuschicken beschloß. Sie wählte für die Reise die Dampfschiffe „Mississippi“, „Princeton“ und „Alleghany“, das Linienschiff „Vermont“, die Kriegschaluppen „Bandalia“ und „Macedonian“ und die bewaffneten Vorrathsschiffe „Supply“, „Lexington“ und „Southampton“. Im Stillen Oeean sollten sich ferner das Dampfschiff „Susquehanna“ und die Kriegschaluppen „Saratoga“ und „Plymouth“ anschließen. Der „Princeton“ konnte nicht rasch genug in Stand gesetzt werden und wurde durch den „Powhattan“ ersetzt.

Steger, Japan.

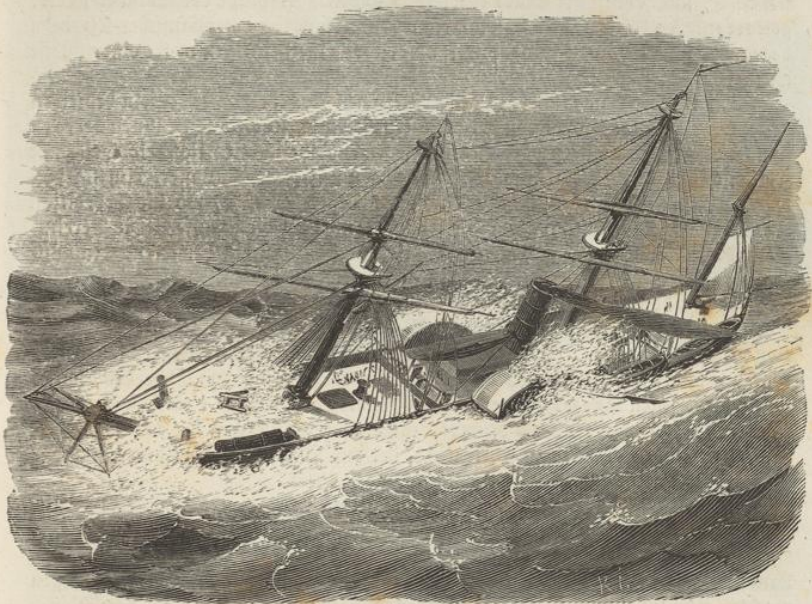
Kaum war der Beschluß der Regierung bekannt geworden, als sich Männer der Wissenschaft aus allen Theilen der Welt erboten, die Reise mitzumachen. Der namhafteste und nützlichste von allen war unser Landsmann Siebold, aber auch er wurde gleich allen übrigen mit seiner Bitte abgewiesen. Der nordamerikanische Bericht über die Expedition sagt mit dürren Worten, daß man gegen den deutschen Gelehrten den Argwohn gehegt habe, er werde viel zu sehr im holländischen, wenn nicht gar im russischen Interesse handeln, um seine Verwendung räthlich zu machen. Hatte man dieses Motiv wirklich, so erklärt sich schwer, wie man die holländische Regierung ersuchen konnte, mittelst des Handelsvorstehers auf Desma zur Beförderung der friedfertigen und freundschaftlichen Sendung des Commodore Perry mitwirken zu wollen. Mißtrauen gegen einen Gelehrten, der im Interesse seiner Wissenschaft einer Regierung einmal gedient hat, und volles Vertrauen zu eben dieser Regierung lassen sich miteinander nicht vereinigen. Die Gründe, welche gegen Dr. Siebold sprachen, werden dieselben gewesen sein, durch die der Ausschluß aller Gelehrten überhaupt herbeigeführt wurde. Die Schiffe sollten keine andern als nautische und politische Zwecke verfolgen. Man mußte ihnen eine starke Mannschaft geben, die den ganzen Raum in Anspruch nahm. Die strengste militärische Controle war nothwendig, und von Gelehrten ließ sich nicht erwarten, daß sie sich dem Zwang der Schiffszucht gern unterwerfen würden. Aus diesen Gründen schloß man sie ganz aus.

Am 24. November 1852 lief Perry aus der Bai Norfolk aus und fuhr Mittags am virginischen Vorgebirge Henry vorbei. Als die Sonne in die Wellen hinabsank, verlor er die weißen Dünen des Strandes aus dem Gesicht und nahm auf lange Zeit vom nordamerikanischen Boden Abschied. Die Passatwinde beschleunigten seine Fahrt, so daß er am 13. Dezember in der Bucht von Funchal auf Madeira Anker werfen konnte. Vier Tage später zeigte sich der Pfl von Teneriffa in weiter Entfernung über den Wolken. Der Neujahrstag wurde unter der Linie gefeiert. Die Luft hing dunstig und schwer über den Schiffen, kein Lüftchen regte sich, die Hitze war kaum zum Ertragen, von Zeit zu Zeit fiel ein Regen, der aber ebenfalls warm war. Die Taufe, die beim Ueberschreiten der Linie gewöhnlich vorgenommen wird, unterblieb für dieses Mal. Am 10. Januar 1853 legte man unter den nackten Felsen der Jamesbai von St. Helena an. Den Offizieren blieb kaum so viel Zeit, das Grab Napoleon's zu besuchen, denn noch an demselben Abend wurden die Anker wieder gelichtet.

Als am 24. Januar 1853 die Sonne aufging, hatte man die südwestliche Küste von Afrika vor Augen. Der Wärmemesser stand auf 23°, Kormorans und Möven flogen in ganzen Schaaren umher, auf den weißen Sandbänken der Küste standen Pinguins. Weiter landeinwärts zeigten sich Hügel mit Gestrüpp bedeckt, aber keine Spur von Wasser. In der Tafelbai, die man beim Dunkelwerden erreichte, lagen über sechzig große Schiffe, zwischen denen eine Anzahl von Fischerbooten, die mit Malaien oder Chinesen bemannt waren, umherfuhren. Nachmittags setzte der Tafelberg seine Wolkenhaube auf, und die altbekannte Vorbedeutung bewährte sich auch diesmal. Es erhob sich ein Sturm, der die Schiffe wie Nußschalen

im Wasser umhertanzen ließ. Man besud die Schiffe mit lebendem Schlachtvieh, so viel sie davon fassen konnten und fuhr dann weiter.

Am 2. Februar hatte man das Vorgebirge umschifft, am 9. März, als die Nacht eben angebrochen war, sah man die Lichter des Leuchtturms, der auf der Südspitze von Ceylon steht, über den Wellen schimmern. Um Mitternacht kam der Lootse in einem der eigenthümlichen Boote, welche hier beginnen, an Bord. Das ganze Fahrzeug besteht aus einem ausgehöhlten Baumstamm und ist nicht breiter als 15—18 Zoll. Dabei ist es so niedrig, daß man an den Seiten, um das Herein-



Der Dampfer „Mississippi“ im Teifun.

schlagen der Wellen zu verhindern, dünne Breter befestigen muß. Das Umschlagen wird durch Ausleger verhindert, das heißt durch Stangen von 6—8 Fuß Länge, die hinten und vorn in rechten Winkeln vom Boote ausgehen, und an deren Ende wieder ein 6—8 Zoll langer Balken diagonal mit dem Fahrzeug befestigt ist. Dieser Balken kann weder unter sinken, noch aus dem Wasser gehoben werden, und das kleine Boot wird durch ihn sicherer als ein größeres Fahrzeug, das nach allen Regeln der Schiffsbaukunst gezimmert ist. Als die Nordamerikaner Point de Galle verließen, begegneten sie Fischerbooten derselben Bauart auf offenem Meere, 12—16 Meilen von der Küste entfernt.

Das nächste Reiseziel war Singapur, eine kleine Insel im südlichen Asien, vor der äußersten Spitze der Halbinsel der Malaien, die vor vierzig Jahren noch kaum bekannt war und von Niemand beachtet wurde, und die jetzt eine Stadt mit 63,000 Menschen trägt. Im Jahre 1819 war die Insel das werthlose Eigenthum eines malaiischen Sultans, als Sir Thomas Stamford Raffles mit dem praktischen Blick eines Engländers erkannte, daß an diesem Ort in der unmittelbaren Nähe einer großen Seehandelsstraße und mitten unter einer Menge vereinzelter Niederlassungen eine blühende Kolonie gegründet werden könne. Singapur hob sich rasch, und jetzt ist die Stadt einer der Haupthandelsplätze der indischen Meere geworden. In der Straße von Malakka war Perry sieben amerikanischen Klippern begegnet, im Hafen von Singapur fand er bloß einen einzigen unter einer Masse chinesischer Dschunken.

Die weitere Fahrt führte in den chinesischen Archipel. Die Inseln desselben bestehen aus Granitmassen von der schönsten Bildung, und zwischen ihnen bedecken immer Dschunken von allen Größen und Formen, theils mit Fischerei, theils mit Küstenschiffahrt beschäftigt, in allen Richtungen weithin das Wasser. Am 8. April war man in Hongkong und hatte damit den Punkt erreicht, wo die Expedition eigentlich begann, denn hier war der Sammelpunkt für die Schiffe. Die Vereinigung derselben ließ sich jedoch erst in Schanghai vollständig bewirken. In Wuschang, an der Mündung des Yangtsekang, versorgten sich die Schiffe mit Kohlen und nahmen dann die Richtung auf die Gruppe der Liukiu.

In diesem Theile der chinesischen Meere begegnet der Schiffer eigenthümlichen Lufterrscheinungen. Die auffallendste ist ein dichter, ganz weißer Nebel, der oft Tage lang das Meer bedeckte, so daß man kaum von einem Ende des Schiffs zum andern sehen konnte. Zuweilen schwebte dieser Nebel 30 — 40 Fuß über dem Meere, so daß man wol den Rumpf, nicht aber die Masten der andern Schiffe wahrnahm. Auch ein Teifun fehlte nicht, der aus Südosten heranstürmte und das Geschwader derb schüttelte.

Am 20. Mai sah man Land und beschäftigte sich diesen ganzen Tag damit, die Waffen in Stand zu setzen. Es war leicht möglich, daß das Spiel ein blutiges wurde, und man übte daher die Matrosen in der Behandlung der Geschütze. Das Land, das man sah, war eine Insel, deren Durchmesser etwa zwei Meilen betragen mochte. Ihr südwestliches Ufer bestand aus Felsen, die senkrecht aus dem Wasser aufstiegen, die übrigen Seiten verflachten sich allmählig zu ausgedehnten Feldern, die, im üppigsten Grün prangend, von Baumgruppen unterbrochen waren und einen höchst anmuthigen Anblick gewährten. Die Amerikaner segelten im Laufe des Tags wol an zwanzig solchen Inselchen vorbei, kamen aber nie nahe genug, um Bewohner wahrnehmen zu können. Gegen Sonnenuntergang ankerten sie in der Bucht von Napa und nun begann ihre eigentliche Mission.